

3. 6. 1921

Stadt-
bücherei
1921

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben



R. Zeuner.

Sonderausgabe: Heimat

Verlag: Ostdeutsche Monatshefte - G.m.b.H. Danzig

2. Jahrgang

Heft 2

40

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Junft“, der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“ und des „Deutschen Heimatbundes Danzig“.

2. Jahrgang

Mai 1921

Heft 2

Heimatabewegung und Heimatbünde

Dem Gedächtnis des Marschendichters Hermann Allmers
zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages (11. 2. 1821) gewidmet
von Dr. Hermann Strunk

I.

Die Wurzeln der Heimatabewegung liegen in der sogenannten Gründerzeit nach 1871, die das seit Anfang des 19. Jahrhunderts erstarkende

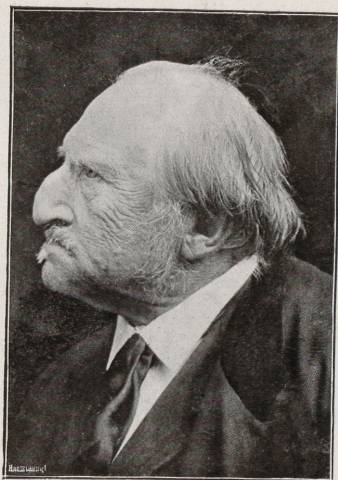
deutsche Volkswesen über die enge Gebundenheit früherer Zustände hinausführte.

Dieser weltwirtschaftlich bedingte Umschwung ging vom Westen und von den Großstädten aus, doch ließ sich seine unsere Wesensart umgestaltende Wirkung bald bis in die Walddörfer Thüringens und die Fischerhütten an der Ostsee verfolgen. Der dem heutigen Wirtschaftsbetrieb innewohnende gleichmachende Zug führte dazu, daß die deutschen Landschaften Gefährten liefen, auf Kosten der großen Mittelpunkte des neuzeitlichen Lebens an dem früher

so reichen eigenartigen Kulturgut zu verarmen. An die Stelle der freudigen Arbeit für Lebensunterhalt und behäbigen Wohlstand traten die rücksichtslose Entfaltung der persönlichen Kräfte, die Jagd nach dem Gelde und die Entseelung der Arbeit; an die Stelle der Verwertung der Natur und der Naturkräfte trat ihre schrankenlose Ausbeutung. Die freie Natur wurde ohne Not

entstellt — durch geschmacklose, aufdringliche Gasthäuser, störende, unkünstlerische Anpreisungsschilder und anspruchsvolle Straßen und Verkehrsanlagen — und kam dadurch in Gefahr der Verwüstung und Verödung.

Daß eine solche Umwertung auch unser Seelenleben verhängnisvoll beeinflussen mußte, ist einleuchtend. Die Überspannung des Erwerbsbetriebes zur ungezügelten Gewinnsucht, die Beeinträchtigung unseres sinnigen Wesens durch den aus der Industrialisierung herrührenden Zug zum Mechanischen, die Veräußerlichung des Lebens in den Großstädten, wo die Entwurzelung aus dem heimischen Boden am weitesten vorschritt, die aus der Weise der menschlichen Beziehungen stammenden weltbürgerlichen Anschauungen und Neigungen und die Geringschätzung des geschichtlichen



Hermann Allmers

Gewordenen mußten das deutsche Gemütsleben schwer schädigen, wenn nicht durch Fortbildung ererbter völkischer Kultur und durch Pflege des Natürlichen und Bodenständigen ein Ausgleich gefunden wurde. Ranke sagt einmal: „Darin liegt die Eigentümlichkeit wahrer Kultur, daß sie die Schöpfungen der Vergangenheit als ein Eigentum, das die Gegenwart erfüllt, betrachtet.“ Und

er hat damit dem 19. Jahrhundert das Urteil gesprochen, das unter mißbräuchlicher Anwendung der Begriffe Fortschritt und Verkehr in den Schatz deutscher Kultur, den uns die Vergangenheit in Stadt und Land überliefert hat, mit schonungsloser Hand eingegriffen hat.

Gegen diese Entartung der Kultur und diese Verschandelung der Natur erhob sich als ein neuer „Sturm und Drang“ die Heimatbewegung, als deren Stimmführer in Deutschland wir den Musiker Ernst Rudorff, Schöpfer des Wortes „Heimatschutz“, den Baumeister Paul Schütze-Naumburg und die Dichter Hermann Allmers und Ferdinand von Sienkiewicz ansehen dürfen. Sie strebten danach, durch Erforschung der Heimatgeschichte und Verbreitung der Heimatkunde die Heimatliebe zu stärken, jeder Landschaft und jedem Stamm das ihnen eigentümliche Gepräge zu wahren und die von unsren Vorfahren überkommene edle Art in Sitte, Brauch, Sprache, Tracht und Kunst, wo sie noch lebendig ist, gegenüber dem gleichmachenden Streben der Neuzeit zu schützen und zu pflegen. „Heimat“ ist ein tiefes Wort, das nach Spenglers treffender Deutung seinen Sinn erhält, wenn der Barbar zum Kulturmenschen wird, und ihn wieder verliert, sobald der zivilisierte Mensch das „ubi bene, ibi patria“ annimmt. Bestrebungen, die dem deutschen Heimatschutz entsprechen, finden wir als Gegenwirkungen gegen ähnliche Ursachen und Erscheinungen zu gleicher Zeit, ob schon nicht in gleicher Stärke und Art, auch in Frankreich, Belgien (Charles Buls), Italien, Schweiz, Österreich und England (Ruskin, Morris, Hardy), woraus ersehen werden kann, daß es sich hier um ein allgemeines, auf einer bestimmten Wirtschaftsstufe auftretendes Verlangen der überbildeten abendländischen Völker nach einer neuen Lebensform handelt. Als wesentliche Merkmale dieser erstrebten Kultur könnte man wohl bezeichnen das Verlangen nach der verloren gegangenen Innerlichkeit und der künstlerischen Gestalt des Lebens, nach einem reinen Naturgefühl und nach einem neuen geschichtlichen Sinn. Der deutschen Heimatbewegung haften als wesentlich ein dezentralistischer Zug an; er ist für die Erarbeitung einer künftigen höheren Kultur von ähnlicher Bedeutung, wie einst die Hölle der deutschen Mittel- und Kleinstaaten (München, Dresden, Weimar, Meiningen usw.), deren kulturelle Berechtigung und Leistung darin erblickt werden kann, daß sie den Kunststrichungen, die durch die künstlerische Einseitigkeit Berlins und anderer Weltstädte in Gefahr waren, er-

drückt zu werden, die Mittel zur Entfaltung ihrer Eigenart gaben. Wir sehen also in der Heimatbewegung mehr als die verdrießliche Entsagung spät geborener Romantiker, mehr als einen zum Mißlingen verurteilten rückschrittlichen Versuch lebensfremder Schwärmer, in unserm Genauigkeitszeitalter die gute alte Zeit mit ihrem Grundsatz „Wi hebbt ja Tid“ zu erhalten.

Zum Beweis, daß es sich bei unserer Darstellung nicht um eine bloße Alftertümerei handelt, sei hier auf eine weltgeschichtliche Behandlung dieser Fragen hingewiesen, die sich in Oswald Spenglers berühmtem Buche „Der Untergang des Abendlandes“ findet. Wir stehen nach Spenglers Auffassung der Spätzeit aller Kulturen jetzt wieder im Übergang von der Kultur zur Zivilisation, diesem unausbleiblichem Schicksal jeder Kultur, in einer Zeit, in der die Entscheidungen in einigen Weltstädten fallen, denen gegenüber die ganze Landschaft der Kultur zum Range der Provinz herabsinkt. „Statt einer Welt eine Stadt, ein Punkt, in dem sich das ganze Leben weiser Länder sammelt, während der Rest verdorrt. Die Weltstadt bedeutet den Kosmopolitismus an Stelle der „Heimat“, den kühlen Tatsachensinn an Stelle der Ehrfurcht vor dem Überlieferten und Gewachsenen.“ Alle heutigen Gegensätze der Weltanschauung, der Kunst, des Wissens, des Gefühls stünden im Zeichen dieses einen Widerspruchs, und das, was dem Verstande, dem Geschmack und den Nerven des Weltstädtlers in Folge des Erlöschens der seelischen Gestaltungskraft ein Bedürfnis sei, sei dem Provinzler, insbesondere dem Bauern, im letzten Grunde unverstänglich und verhaßt. Wer denkt da nicht an neuzeitliche Kunstströmungen, die man nur durch Fremdwörter bezeichnen kann! Was sich z. B. seit 1880 in Deutschland an literarischen Kämpfen abspielte, ist nach Spengler nichts anderes als der Streit zwischen weltstädtischer und landschaftlicher Dichtung (Heimatkunst), beruhe auf dem Gegensatz zwischen dem noch wirkliche Kultur habenden, einfachen Provinzler, der seine Lebenskraft nach innen richte, und dem zivilisierten Großstädter, für den es als Gehirnmenschen nur extensive Möglichkeiten und Übertreibungen der Genüsse bis zum Widernatürlichen und Nervenkitzel gäbe. Karl Lamprecht, der jedes Kulturzeitalter von einem seelischen Gesamtzustand beherrscht glaubt, bezeichnet nicht ohne Grund als den des jetzigen Kulturzeitalters, von ihm Subjektivismus genannt, die Reizsamkeit.

Wenn nun angesichts dieser Erscheinungen Spengler uns zuredet, daß wir uns eben mit unserm Schicksal abfinden müßten, „als Menschen des beginnenden Winters der vollen Zivilisation und nicht auf der Sonnenhöhe einer reifen Kultur zur Zeit des Phidias oder Mozart geboren zu sein“, so kann ich mich diesem Ver-

zicht nicht anschließen. Ich persönlich sehe in der Heimatbewegung nicht den wesenlosen Schatten heutiger Unkultur, sondern neue starke seelische Mächte, die in tiefer Sehnsucht nach einer edlen, einfachen und gefunden Lebensform am Werke sind, uns von dem Fluche des abendländischen Niedergangs zu lösen und eine neue Kultur zu schaffen, die man vielleicht einstmals wegen ihrer Ent-

stehung aus dem Quell der herben Kraft des Nordgermanentums die nordländische nennen wird. In dieser Kultur werden Einrichtungen wie der Heimatschutz überflüssig sein! Die unversiegbare, schon fünf Jahrtausende währende völkererneuernde Fruchtbarkeit der tatensfrohen Nordgermanen, wie sie durch die Geschichte und die junge „hervorragend nationale Wissenschaft“ der Vorgeschichte erwiesen ist, bestärkt mich in diesem Vertrauen. Du zweifelst, lieber Leser? So erinnere dich dessen, wie ich schon einmal in diesen Heften ausführte, daß einst das deutsche Volk oder vielmehr der Rest eines deutschen Volkes krank, müde, verelendet und gedrückt vom

Kampfe des Geistes und des Blutes herausgekrochen kam aus dem 30jährigen Kriege mit der bangen Frage, ob es überhaupt noch lebensfähig sei, und daß es in einem verwüsteten Lande, in dem nur noch Spuren der früheren Kultur übrig waren, in zäher, mühseliger Arbeit sich in die Höhe gearbeitet hat. Wir können

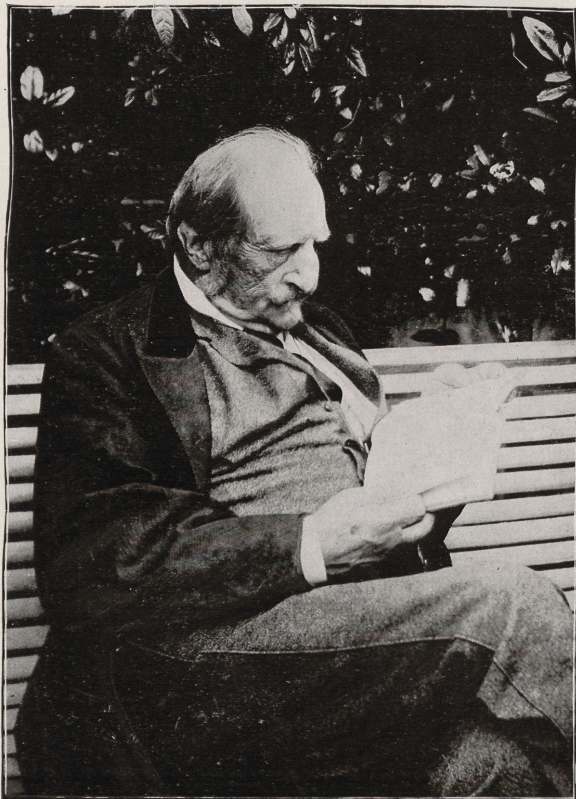
auch unser heutiges Schicksal meistern, wenn wir in fausttischem Bemühen mit ihm ringen. Wir Deutsche sind, wie Brandes im Niedersächsischen

Jahrbuch (1917) ausgesprochen hat, auch in der Jetztzeit als Hauptträger einer tiefen, fruchtbaren Bewegung in der Formerneuerung auf dem Gebiete der angewandten Kunst andern Völkern vorangekommen und haben damit einen neuen Beweis unserer schaffensstarken

Jugendkraft gegeben. Zukunfts voll wird die neue Kulturbewegung aber nur sein, wenn idealistische Er-

zieher das empfängliche Herz der Jugend dafür gewinnen.

Daß die deutsche Heimatbewegung der letzten Jahrzehnte einem tiefen seelischen Bedürfnis, eben unserm Heimweh, entspringt, ist daraus zu erkennen, daß die Vereine, die ihr als Heimatvereine, Heimatschutzvereine, Heimatbünde, Dürerbünde, plattdeutsche Vereine ufw. dienen, nicht von einer Stelle aus, von einer führenden Persönlichkeit — wie z. B. in Dänemark von Grundtvig, dem großen Erneuerer des dänischen



Hermann Allmers in seinem Garten 1894

Volksgeistes und Begründer der dänischen Volkshochschule — oder zu gleicher Zeit gegründet wurden, sondern daß sie zunächst unabhängig von einander und zu sehr verschiedenen Zeiten aus örtlichen Bedingungen und Beweggründen ganz natürlich und fast unbewußt erwuchsen.

II.

Als ein Beispiel dafür führe ich denjenigen Verein an, der als erster in Deutschland den Namen Heimatbund annahm, den „Heimatbund der Männer vom Morgenstern“, dessen Ehrenmitglied zu sein ich die hohe Ehre habe, und dessen Wesen und Wirken mir bei meiner Mitarbeit an der Heimatbewegung auch im Osten vorschwebt. Es ist ein merkwürdig Ding um die Entstehung dieses Heimatbundes, als dessen geistiger Vater der Marschdichter Hermann Allmers aus Rechtenfleth (Kreis Geestemünde) anzusehen ist, dessen 100. Geburtstag Niedersachsen und Friesen im Februar würdig begangen haben.

Im Jahre 1882 erfuhr Allmers, daß man in Weddewarden — im Süden der Wesermarsch Land Wurfen — da, wo das ländliche Wirtshaus „Zum Schloß Morgenstern“ über den Weserdeich schaut, die Stelle wieder entdeckt zu haben glaubte, wo um 1500 eine Zwingburg der Erzbischöfe von Bremen, der Morgenstern genannt, bestanden habe. Diese Entdeckung rief in ihm die Erinnerung an die im Jahre 1508 durch die freihetliebenden wurstfriesischen Bauern erfolgte Zerstörung dieser Feste wach, und er verfaßte ein die Zeiten von 1508 und 1882 vergleichendes Gedicht, das er in „dem braunen, dem trauten Gemach“ des alten Gasthauses im Kreise einiger Heimatgenossen vortrug, die dort einen Stammtisch begründet hatten. Man beschloß, das Gedicht und sinnige Sprüche auf das Holzpaneel der Gaststube malen zu lassen, hier öfters zur Pflege gemüthlichen Beisammenseins zusammen zu kommen und aus der Stammtischrunde einen Verein zu machen, dem der Humor des Abends den Namen „Die Männer vom Morgenstern“ gab, der aber zugleich als erster in Deutschland die Bezeichnung Heimatbund annahm und sich als Ziel die Erforschung der Natur und Geschichte der engeren Heimat setzte. Zwar hatten auch schon früher Geschichtsvereine der Heimatforschung gedient; aber als rein wissenschaftliche Vereine standen sie allzusehr außerhalb des eigentlichen Volkslebens, als daß sie eine breitere Wirkung auf das Volksganze hätten ausüben können. Das Bedürfnis nach

anderen, auch größere Laienkreise umfassenden und des trockenen Tons der gelehrten Kreise entbehrenden Vereinigungen, wie sie jetzt fast aller Orten bestehen, hat Allmers somit als erster erkannt, jedenfalls als erster diesen Gedanken durch die Gründung eines Heimatbundes zur Tat reifen lassen. In dem von uns viel gelungenen „Morgensternliede“ zeichnete Hermann Allmers das Leben des Bundes:

„Trob sitzen sie dort um den Tisch gereiht
wohl bis zur spätesten Stunde,
der frühliche Abend dem Becher geweiht
und der heiligen Vorzeit Kunde;
und die Kunde der feueren Heimat lern
hier jeder der Männer vom Morgenstern.“

Wer spürt in diesem Vierklang Becherfreude, Liederklang, Heimatkunde und Vaterlandsliebe nicht die Gestaltungskraft des Dichters, unseres „Alten hinterm Deich“! Verklungen ist nunmehr der gesellige Ton, der die Tafelrunde im Schloß Morgenstern zusammenhielt, denn er war ein unmittelbarer Ausfluß der starken Persönlichkeit des Gründers, um den sich zunächst das ganze Leben des Bundes wie um die Glut eines hellen Herdfeuers sammelte. Der alte Morgenstern, der kaum mehr als eine Gemeinde von Verehrern einer begnadeten Dichterpersönlichkeit war, konnte seinen geistigen Urheber und Lebensspender nicht überdauern; und Allmers fand sich schon in seinen letzten Lebensjahren darein, „daß er selbst nicht mehr der Kopf des Morgensterns war, — dessen Herz ist er zeitlebens geliebt, ist er jetzt noch“. Der Name und die alte Lösung blieben, aber das Mittel wurde ernsthafte Forschung und Heimatforschung, die heute wie einst die stärkste Förderung durch die persönliche Hingabe begeisterter, tätiger Heimatfreunde erfahren. Was aber das Schönste ist am Heimatbund der Männer vom Morgenstern, das ist seine Fähigkeit, sich immer wieder zu verjüngen und sich in der Tiefe und Breite niederdeutschen Volksstums auszuwachsen, so daß er heute das steht, wie einer jener ehrwürdigen Bäume, deren Schönheit zu schätzen er berufen ist, tief im Heimatboden verwurzelt und weit verästelt in der Helle der Gegenwart. Das Gedächtnis unseres Hermann Allmers steht auch nach seinem Tode (1902) in Norddeutschland und darüber hinaus in hohen Ehren, seine Gedichte und Sprüche sind in vieler Munde, sein „Marschenbuch“, ein bis dahin ganz einzigartiges Werk, ist noch heute eine Fundgrube für die heimatlliche Kulturgeschichte und ein Vorbild



Hermann Allmers' Marsteden in Rechtenfleth

einer Landes- und Volkskunde. Sein Marschenheim in Rechtenfleth an der Niederweser, ein schlichtes Bauernhaus, das er mit geringem Aufwand, aber feinen Sinns sich und seiner Heimat zu einer lieben und edlen Stätte der Erinnerung gestaltete, ist das Mekka, nach dem die echten Morgensterner von Zeit zu Zeit wandern. Und mit Recht! Denn in Allmers, dem Sproß eines alten friesischen Bauerngeschlechts, hatten im letzten halben Jahrhundert alle geistigen und künstlerischen Bestrebungen an der Niederweser und Niederelbe ihren Mittelpunkt, und der Dichter mit dem tiefen Naturgefühl, der „Romantiker der Marsch“, wurde zum Kulturbringer seiner Heimat, zu einem allzeit für die Gesamtheit sorgenden, vom allgemeinen Vertrauen umgebenen Volksmann. Ein paar Jahre nach 1882 gründete er auf dem linken Ufer der Niederweser im Oldenburgischen den Heimatbund der Rühringer, der noch heute mit den Morgensternern in freundschaftlichem Verkehr steht. In seiner Heimat hat Allmers Heimatsschutz geübt, lange bevor Rudorff dieses Wort geprägt hat, man betrachte die Gärten, die Schule, die Denkmäler, den Friedhof seines Heimatdorfes. Hier hat er als Volkserzieher in der Art Grundtvigs gewirkt, lange bevor es eine deutsche Volkshochschulbewegung gab. Und wenn Allmers keine Dichtungen hinterlassen hätte, so behielt er doch für uns seine Bedeutung, weil er zu den Menschen gehört, die stärker und tiefer wirken durch das, was sie sind, als durch das, was sie schaffen. Vor mir hängt Allmers' Bildnis, von seinem Wahneffen Harro Magnussen zu seinem 75. Geburtstag als Relief in Kupfer geformt, eine bleibende Erinnerung an den treuen, reinen Mann und an sein zornmütiges, in Morgensternkreisen oft gesungenes Wort aus seinem „Friesengefang“:

Wer die Heimat nicht liebt
und die Heimat nicht ehrt,
ist ein Lump und des Glücks
in der Heimat nicht wert!

Nun ruht der Alte im Erbbegräbnis auf dem Friedhof in Rechtenfleth. Das Gewölbe ist wie ein Hünengrab mit einem Erdbügel bedeckt, aus dem hohe Eichen wachsen, die ihm das Schummerlied rauschen, und vor der Gruft steht ein gewaltiger Findling.

Und warum erzähle ich dies hier so ausführlich? Nicht nur, weil sich im Aufbau dieser Gedanken ein ehrendes Gedenken der einzigartigen, wurzelechten Persönlichkeit Hermann Allmers'

ziemt, nicht weil ich selbst zu den Marschenheimpilgern gehöre und vor nunmehr sieben Jahren auf der freundlich mit Tannengrün geschmückten Diele des Rechtenflether Gasthauses Weidhof vor Hunderten über die Bedeutung unseres Allmers für die Heimatbewegung sprach, sondern weil die Begründung und die Entwicklung des Morgensternerbundes charakteristisch ist für die vielen älteren Heimatbünde bis zu dem Zeitpunkt, in dem eine umfassende Organisation ordnend und anregend eingreift.

III.

Von den vielen in den deutschen Gauen tätigen Heimatbünden sei hier noch des im Jahre 1901 begründeten Heimatbundes Niedersachsen gedacht, weil er in Deutschland die erste stammlich begrenzte Vereinigung zur Pflege heimatlicher Kultur ist und sich auch als erster einen wirkungsvollen Mittelpunkt seiner Bestrebungen in den jährlich wiederkehrenden Niedersachsentagen geschaffen hat. Der Bund wurde leider kurz vor Ausbruch des Krieges ein Opfer politischen Widerstreits, da es ihm mangels einer überragenden Führerpersönlichkeit nicht rechtzeitig gelang, einen Ausgleich zwischen Welsen und Nichtwelsen zu schaffen, ist aber jetzt nach Überwindung der Hemmnisse in kräftigstem Aufblühen unter der Leitung von Gustav von der Osten, auch einem Ehrenmitgliede der Männer vom Morgenstern. Der Niedersachsentag im Jahre 1919 hat bewiesen, daß der Quell niedersächsischer Stammesart und Heimatliebe noch immer rein und kräftig fließt, und daß immer neue begeisterte Pfleger und Schützer der Heimat erstehen.

Auch der Heimatbund Niedersachsen verdankt seine Gründung einem Zufall, nämlich einem niedersächsischen Dichterabend in Hannover, der soviel Anklang fand, daß ganz von selbst der Wunsch erwachte, zur Pflege heimatlicher Bestrebungen einen Verein ins Leben zu rufen. Seine größte Tätigkeit entfaltete der Bund bei der Vorbereitung und Ausgestaltung der Niedersachsentage, die aus kleinen Anfängen emporwachsend in gesunder Fortentwicklung zum Mittelpunkt der Heimatbewegung auf niedersächsischem Boden wurden, von der Öffentlichkeit, soweit sie dem Gedanken überhaupt wohlwollte, als eine vorbildliche Tat begrüßt. Der Besuch und die Bedeutung der Niedersachsentage, die in verschiedenen Städten Niedersachsens, z. B. in Hannover, Hildesheim, Bremen, Bückeburg, Braunschweig und Detmold stattfanden, wuchsen



Schloß Morgenstern

Photographie Stopp & Alpers, Hannover

von Jahr zu Jahr, und viele Eindrücke und Erlebnisse sind dem Besucher unvergeßlich geblieben. Mir war es vergönnt, zweimal auf diesen Tagungen zu sprechen, einmal über die „Heimatsbewegung und die höheren Schulen“, ein andermal über „Vogelschutz und Starkstromleitungen“.

Im Jahre 1904 wurde der Deutsche Bund Heimatschutz begründet mit dem Zwecke, die deutsche Heimat in ihrer natürlichen und geschichtlich gewordenen Eigenart zu schützen und die ganze deutsche Heimatsbewegung zusammenzuschließen; er ist heute als der berufene Träger des Heimatgedankens in Deutschland anzusehen. Der Bund wurde zuerst von einzelnen Persönlichkeiten gebildet, sehr bald aber lehrte die Erfahrung, daß man nicht Heimatschutz von Dresden, Meiningen oder Berlin aus treiben könnte, sondern daß jede Landschaft und jeder kleinere Bezirk mit tätigen Kräften besetzt werden müßten, deren Bemühungen den weiten Weg von beschaulicher Betrachtung unantastbarer Schönheiten bis zum heißen Kampfe um bedrohte Kostbarkeiten nehmen. Heute schließt der Bund etwa 30 Landes- und Bezirksvereine zusammen, die durch unmittelbares örtliches Eingreifen selbstständig und selbstverantwortlich in all den

Fällen vorgehen, in denen es sich um den Schutz und die Pflege der zahlreichen idealen Güter handelt, die in der Natur und Geschichte der Landschaft umschlossen sind. Die Hauptstelle befaßt sich im wesentlichen mit grundsätzlichen Fragen und der allgemeinen, planmäßigen Aufklärungsarbeit, mit Veröffentlichungen, mit Vermittlung und Werbung, um die Einheitlichkeit, Stetigkeit und allseitige Gründlichkeit der Arbeit sicher zu stellen. Die Heimatsbewegung ist heute eine Macht geworden, vornehmlich durch eine unablässige Aufklärung zum eigenen Sehen und Besserverstehen und durch wegweisende Beratung zum Bessermachen. Die Erfolge sind weniger durch öffentliche Brandmarkung und Bekämpfung als durch gütliche Überzeugung und persönliche Überwindung der Gegensätze erreicht und werden um so größer sein, je mehr die Richtlinien des Heimatschutzes sich mit den wirtschaftlichen Forderungen der Einfachheit, Brauchbarkeit und höchsten Sparsamkeit paaren. Man kann beim Heimatschutz drei Behandlungsmöglichkeiten unterscheiden, das Unberührtklassen, das Wiederherstellen und das Neuschaffen, von denen das letztere das ausschlaggebende für seinen Zukunftswert ist. Es liegt in der Natur des Heimatschutzes, daß die Zentrale sich hüten

muß, das eigenwüchsige Sonderleben der einzelnen Verbände zu stören oder abzuschleifen. So zeigen die Ansiedlungsvereine zum Glück ihre bodenständige Eigenart: die einen treiben gleichzeitig gelehrte geschichtliche Forschung, andere, wie z. B. der sächsische Heimatsschutz, entsalten gleichzeitig eine Siedlungstätigkeit (Gartenstadt, Kleinsiedlung, Bauberatung, Wohnungsfürsorge) oder bearbeiten, wie der schlesische Heimatsschutz, die Kriegerfriedhöfe und Kriegererehrungen, andere wieder, wie z. B. der Verein für Niedersächsisches Volkskum in Bremen, wirken in der Art des Werkbundes mit an der praktischen Gestaltung eines neuen Formgefühls und an der Hebung der handwerklichen Kunst (Meisterkurse in heimischer Bauweise).

In der jüngsten Zeit nach 1918 sind in der Ostmark neu gebildete große Vereine landsmannschaftlicher Art hinzugekommen, die aus der deutschen Gegenwartnot geboren sind und in dem ersten Zeitabschnitt ihres Bestehens eine ganz bestimmte deutschvölkische Aufgabe (wie z. B. die Abstimmung) zu lösen hatten. Es sind dies folgende im Zentralausschuß für den Ost-deutschen Heimatdienst zusammengefaßte Verbände: Der Verband der Heimatvereine Mittelostpreußens, der Masuren- und Ermländerbund im ostpreußischen Abstimmungsgebiet, der Verband der Heimatvereine im westpreußischen Abstimmungsgebiet. Es ist nicht zu verkennen, daß diese Heimatvereine sich in wesentlichen Zügen unterscheiden von den in allen andern deutschen Landschaften schon früher bestehenden Heimatvereinen — in Westpreußen, Ostpreußen und Posen gab es bis dahin keine dem Deutschen Bund Heimatsschutz angeschlossenen Heimatbünde — und in mehr gefühlsmäßiger Weise allgemein völkische Arbeit leisten wollen, die auf die Liebe zur Heimat gegründet werden soll. Als Hauptziel ist bei ihnen zu erkennen, aus der Heimatliebe eine neue uneigennützig und opferbereite Vaterlandsiebe zu erzeugen und unser geistiges und sittliches Leben zu läutern und zu erneuern. Daneben sind von Führern der Bewegung — unter ihnen nenne ich Skowronnek und Wor-gizki — bei wichtigen Anlässen noch andere Zwecke allgemeiner Natur, ja politischen Inhalts verkündet worden: z. B. die Aufrechterhaltung der Zucht, Ruhe und Ordnung im deutschen Gebiet diesseits des polnischen Korridors, der Zusammenschluß aller Deutschen gegen die von innen und außen drohende bolschewistische Gefahr, die geistige Annäherung aller Völk-schichten mit dem Ziele voller Völkseinheit, die

Erweckung und Förderung aller nationalen Gefühle zum Zwecke der Schaffung einer nationalen Einheitsfront gegen alles, was nicht deutsch ist, der Wiederaufbau des deutschen Vaterlandes und die Pflege enger Beziehungen zum deutschen Mutterlande. Schließlich ist als nordöstlicher Vorposten noch der deutsch-litauische Heimatbund im Memelgebiet zu erwähnen, der die Aufgabe hat, die deutsche Kultur festzuhalten, die alte Einigkeit zwischen Deutschen und Litauern auch in Zukunft zu wahren und die politische Selbstständigkeit des durch den Friedensvertrag abgetretenen Memelgaus zu erkämpfen und auszubauen. Für den zuletzt genannten Zweck ist ein ausführliches staats- und wirtschafts-politisches Programm aufgestellt.

Im Unterschiede von den Heimatbünden alten Stils verfügen die ostmärkischen Heimatvereine über gewaltige Menschenmassen, umfaßt doch der Masuren- und Ermländerbund mit seinen 1150 Heimatvereinen und 250 000 Mitgliedern fast die gesamte erwachsene Bevölkerung dieser beiden Landschaften. Nachdem die erste große Aufgabe der ostmärkischen Heimatvereine durch den glänzenden deutschen Abstimmungssieg gelöst ist, darf angenommen werden, daß sich allmählich ein fester umrissenes Programm herauschält und die gefühlsmäßige Auffassungsweise und Betätigung von neuen praktischen Arbeiten überholt werden. Es läßt sich heute jedoch noch nicht erkennen, ob sie sich in Zukunft mehr nach der nationalpolitischen Richtung hin entwickeln und sich dadurch von den Zielen und Arbeitsweisen der alten Heimatbewegung noch weiter entfernen oder ob sie den Anschluß an diese finden und auch die Heimatsschutzarbeit bewußt als die wichtigste in den Bereich ihrer Tätigkeit ziehen werden. Der nationale Schwung und die Großzügigkeit, die die ostmärkischen Heimatvereine auszeichnen, und ihr glänzender Abstimmungserfolg lassen jedenfalls viel von ihnen hoffen.

Das jüngste Glied in diesem Ringe deutscher Art ist unser Deutscher Heimatbund Danzig. Die Erkenntnis, daß die Abtrennung Danzigs vom Deutschen Reich, seine Abschneidung vom alten Mutterlande durch den „Korridor“, seine politische und wirtschaftliche Bindung an Polen, sowie die gesamte Lage des Ostens schwere Gefahren für die von unsern Vätern ererbte heimische deutsche Art mit sich bringen würden, führte zu seiner Begründung aus dem bisherigen Verein zur Erhaltung der Bau- und Kunstdenkmäler. Der Deutsche Heimatbund Danzig trat, bisher getrennt wirkende Kräfte verwandter

Art, wie z. B. den Gemeinnützigen Verein für Kunst- und Naturpflege in Neusahrawasser, den Dürerbund in Zoppot und weite Kreise der Lehrerschaft mit dem oben genannten Verein zusammenfassend, in der Stunde höchster Gefährdung zugleich mit dem neu errichteten Stadtstaat Danzig im November vorigen Jahres ins Leben. Er hat den festen Willen, in seinem Wesen und Wirken gänzlich unpolitisch zu sein, alle Parteien und Schichten in gegenseitiger Duldung und Achtung zur Pflege der heimischen Kultur zu vereinen und dadurch das Gemeinschaftsgefühl aller Deutschen in der Freien Stadt zu stärken. Wir wollen nichts mehr und nichts weniger als unser einfachstes Menschenrecht wahren und das deutsche Gepräge Danzigs für alle Zukunft erhalten. Zu diesem Zwecke werden wir unsern Heimatbund zu einer kulturellen Sammelstätte zur Wahrung der bedrohten heimischen Art ausbauen, damit er das gute alte deutsche Gewissen Danzigs sein kann. Der Deutsche Heimatbund Danzig unterscheidet sich von den großen landsmannschaftlichen Heimatvereinen der Ostmark insofern, als er von Anfang an im Anschluß an die Bestrebungen des Deutschen Bundes Heimatschutz und des Dürerbundes sich bewußt auch des eigentlichen Heimatschutzes annimmt. Unser Heimatbund nimmt also in der Deutschen Heimatbewegung eine Mittelstellung ein zwischen der alten und der ostmärkischen Richtung und tut dies in der Überzeugung, daß auf unserm gefährdeten Posten das deutsche Volkstum stärker als in der bisherigen Heimatschutzbewegung gepflegt werden müsse, da der deutsche Mensch wertvoller

ist als alles andere, zu dessen Schutze wir uns berufen fühlen. Aufgabe unseres Heimatbundes wird es demnach sein, die Bau- und Kunstdenkmäler aus glanzvoller Vergangenheit zu erforschen und zu erhalten und die junge aufblühende Heimatkunst zu pflegen (1. Arbeitsausschuß), die köstlichen Schätze unseres heimischen Volkstums in ihrer Schönheit und Eigenart zu enthüllen und unsern Heimatgenossen vertraut und unverlierbar zu eigen zu machen (2. Arbeitsausschuß) und das Naturgefühl zu reinigen und zu kräftigen und die Naturdenkmäler und das herrliche Bild unserer Danziger Landschaft zu schützen (3. Arbeitsausschuß). Auf diese Weise wird, wie ich hoffe, der Deutsche Heimatbund Danzig als ein rechter Vorhelfer seiner hohen Bestimmung gerecht werden können, deutsche Art und Kultur in Danzig unberührt und lebenskräftig zu erhalten und durch intensive Förderung zu entfalten und endlich unsern Kindern und Enkelkindern als ein Heiligtum zu hinterlassen. So erhält auch jede kleine und nebenächlich scheinende Arbeit ihre Rechtfertigung durch den großen Zusammenhang, dem sie angehört. Die sittliche Forderung für uns alle, vornehmlich für alle Erzieher, lautet darum: Liebevoller und sachgemäße Erhaltung aller Heimatwerte und weitere Ausprägung des Heimatgedankens im ganzen Umkreis der durch die Heimat gebotenen Möglichkeiten für jetzt und alle Zukunft.

Die Abbildungen entstammen der Schrift von Hans Müller-Brauel „Der Marchendichter Hermann Allmers“ mit 22 Kunstbeigaben, Preis 5 Mk. Selbstverlag des Verfassers, Jeeven, Prov. Hannover.

Von Bäumen und Wäldern der Heimat

Von Fritz Braun

Schon als neun-, zehnjähriges Bürschchen stand ich mit so manchem Baum auf du und du. Da war zunächst der alte Lebensbaum auf dem Dach meines Elternhauses. Stand nur in einem Kübel und maß kaum sieben Fuß. Wenn aber der Knabe am glutheißen Julinachmittag neben ihm auf dem Boden lag, umgeben von Zinnsoldaten und allerlei Spielgerät, konnte er viertelstundlang den Fliegen und Käserchen zusehn, die da im Kübel in den winzigen Moosbäumchen umherturnten. Wie fein zeichnete sich das zierliche Astwerk des schlanken Baumes gegen den klaren Sommerhimmel ab! Da war es der Einbildungskraft des Knaben ein Leichtes,

den schwanken Lebensbaum in eine ragende Zypresse und diese wieder in einen weiten, weiten Zypressenwald zu verwandeln, durch den der Sultan Soliman mit seinen blankbewehrten Reitern dahersprengt. Wie gut ließ es sich nicht auf diesem Altan träumen, wenn die Blätter des wilden Weins in der Julisonne glänzten, der Lärm der Gassen nur gedämpft zu dem stillen Mauerwinkel herüberklang, und dann und wann die Tauben des Nachbarn sich flügelklatschend zu ihrem Schlege herabschraubten!

Dann war da noch die schattige Linde, die schräg gegenüber der Tür meines Elternhauses vor der Malzahnischen Waffelfabrik Wache hielt,

Endlose Karawanen stiegen an ihrem rissigen Stamm auf und ab, immer eine emsige Ameise hinter der anderen; rasch und ledig jene, die zur Höhe emporstrebten, langsam und schwer beladen mit allerlei Müll und Bröckchen ihre Genossen, die zu der sichern Burg zwischen den Baumwurzeln hinabkamen. War's da verwunderlich, daß ihr jugendlicher Beobachter auf den Einfall kam, die fleißigen Tierchen an seinem lieben Lebensbaum anzusiedeln? Aber sie hatten für solche Kolonisationspläne kein Verständnis und verschwanden immer wieder auf Nimmerwiedersehen. Ob ihrer viele den Weg zur alten Wohnstatt gefunden haben?

Der Lebensbaum, der unseren „Balkon“ zierte, ist sicherlich schon längst in Staub zerfallen, aber jene Linde grünt noch heute. Auch die Pyramidenbäumchen sind noch am Leben, die auf dem Winterplatz den Springbrunnen umgeben, in dessen Rauschen das Gesträuch des Sertaners und Quarfaners hineinfönte, wenn er sich noch einmal die lateinischen Vokabeln überhörte, die daheim bei Spiel und Traum nicht zu ihrem Rechte gekommen waren. Sie sind heute noch eben so breit und hoch wie damals, denn des Gärtners Schere hält sie in strenger Zucht. Nur ihre Stämme sind mittlerweile so dick geworden, daß sie zu dem schwächigen Laubkleide gar nicht mehr recht passen wollen. Arme Bäumchen, möchten sie gerne wachsen, aber das Leben duldet's nicht, und wenn Zweig und Blatt in vollster Blust sind, kommt auch schon der Gärtner, um sie zurechtzustutzen! Soll manchen Menschen im Leben nicht anders ergangen sein. —

Ob wohl an diese schlichten Bäumchen noch einer der Freunde denken mag, mit denen ich dort Morgen für Morgen weilte, bis uns das alte Gymnasium seine gastlichen Pforten erschloß? — Ich glaube es kaum, denn den Sinn des Menschen hält gemeinlich die anspruchsvolle Stunde in ihrem Bann, und das Morgen pflegt die Sterblichen mehr zu beschäftigen als das Gestrern. Nur selten gibt das Schicksal einem seiner Kinder die lust- aber auch leidvolle Gabe, an den belebten und leblosen Dingen, die ihn umgeben, mit liebender Seele zu hängen und Erinnerungen über Erinnerungen mit sich durchs Leben zu tragen als einen teuren, aber auch lastenden Schatz. Und doch ist's ein tiefes Glück, sich eins zu wissen mit diesen scheinbar so stummen Gefährten, mit der Blume am Wiesenbach und der alten Linde am Dorfanger, in deren wölbiger Krone die Bienlein summen wie ein Chor freundlicher Geister. „Das bist du, du selber bist das

alles!“ so sagten einst weise Männer, die aus dem gedankentiefen Nordland hinabgestiegen waren zu Indiens bilderreicher Lebensfülle.

Viel reicher ging das Leben da draußen vor dem Tore dem Knaben auf, wo ihm Danzigs wechselreiche Umgegend Bäume und Wälder in reichster Fülle und in mannigfachster Gestaltung vorführte. Man möchte damit zwar stark verallgemeinern und doch träte man in der Hauptsache das Rechte, behauptete man, die Triften östlich und südöstlich der Stadt gehörten der Weide, im Norden herrsche die Kiefer vor und im Westen fänden wir stolze Buchen und prächtige Mischwälder. Der Weide gehören die grünen Niederungen des Stromdeltas, der Kiefer die hellen Dünenwälder am Ostseestrand, und in den pommerellischen Bergwäldern prangt die Buche in ihrer reinen, lieb frauenhaften Schönheit.

Zuerst will ich hier von den Weiden der Werdertrift reden. Da meint wohl so mancher, ich machte von den arm seligen Strauchbesen gar zu viel Aufhebens. In den verstümmelten Kopfweiden, die dem dunkeln Wiesengraben das Geleit geben, ist auch nicht viel zu sehen, aber folgt mir nur einmal an dem Ufer der langsam durch die Niederung schleichenden Mottlau, in die Gegend von Landau etwa und Hochzeit! Dort ließ man der Weide ihre Freiheit, und die hochauftrebenden Stämme entwickelten mächtige Kronen, mochte deren Astwerk auch etwas dünn und sperrig ausfallen. Im Vorfrühling müßt ihr euch hier einstellen, wenn der Schnee eben vergangen ist und nur noch hie und da am Grabenbord ein paar weiße Flecke leuchten. Das niedrige Gebüsch am Flußufer sitzt dann voll silbergrauer Käschchen, auf den höchsten Zweigspitzen der Weiden holen die Stare unter Flügelzucken und Verbeugungen ihr heiseres Lied aus der auf- und abwogenden Kehle, und über der grau-grünen Trift wehen wie unstäte Flederwische weißbunte Vögel, die den Wanderer mit lautem Kiwitt, Kiwitt umkreisen. Kiebiße sind's, die sich aus dem Sumpfgelände am heiligen Nil, fast von daher, wo die „untadeligen Gefellen des Zeus“ wohnten, wieder in der alten Heimat eingestellt haben.

Wie malerisch und freundlich zugleich eine Reihe dieser schlichten Werderbäume zu wirken vermag, kann man am lauen Frühsommerabend erfahren. Golden und ruhevoll ging der milde Junitag zur Rüste, nun spinnt die erste Dämmerung lichtsilberige Schattten, jene Dämmerung, die zu dieser Jahreszeit am Spätabend zwar

bleicher und bleicher wird, der schwarzen Nacht aber nicht weichen will. Von dem zerfahrenen Landweg ging's in die Wiese hinein. Bis an die Brust reichen uns die lebenden Gräser und das Gewirr der blühenden Stauden. Die blauen Wicken und der rote Klee prunken nicht mehr, aber um so heller leuchten die weißen Sterne der Lichtnelken, diese freundlichen Blüten der Sommernacht. Um uns herum schnarren die Wachtelkönige, deren hartes Getöse dann und wann von dem fatten, zufriedenen Gebrüll einer weidenden Kuh unterbrochen wird. Nun hurrt ein Junikäfer gegen deine Brust, jetzt wieder einer. Hinter uns aber bilden die Weidenbäume eine dichte, dunkle Mauer und verwandeln die friedliche Trift in ein trauliches, weltentrücktes Gehäufte.

Wie ganz anders geht der Tag um diese Jahreszeit in dem Dünenwalde der Nehrung zur Küste! Drinnen in der engegebauten Stadt brütete die Hitze; hier draußen spendet der frische Seewind dem Wanderer erfrischende Kühlung. Dort im Werder weiche, in einander zerfließende Farben und ebenso weiche, mit einander verfließende Konturen, hier im Dünenwalde klare Formen und klares Licht, so klar, daß wir beim Schein der sinkenden Sonne noch den glänzenden Laufkäfer beobachten können, der fünf, sechs Schritt von uns entfernt an dem Dünenhang in dem Sandgeriesel nicht recht vorwärts kommt. Wenig Farben nur sind's, die sich hier zum Wilde fügen, das Blauschwarz der Kiefernnadeln, in der Abendsonne kupferrot funkelnde Föhrenstämmе, gelber Dünenfand und da und dort ein lichtgelbgrüner Grassfleck im feuchten Tal zwischen den Sandbergen. Scharf und gegensätzlich heben sie sich von einander ab, und dennoch fehlt ihnen Glanz und Fülle, grade so, wie dem Liede des Goldammers, das langsam verhallend von der Spitze einer schwächigen Birke zu uns herüber tönt. Von diesen gelben Sandbergen scheint sich das Tageslicht gar nicht trennen zu können; über dem Bruchgelände weiter landein brauen schon die Nebel, wenn hier noch das Föhrengeäst jeden Nadelbusch an den lichten Himmel zeichnet.

Aber trotz aller Dünenpoesie sind die Waldbilder, welche uns dort begegnen, wo sich das pommerellische Hochland mit laubreichen Hügeln zum Ostseestrande hinabsenkt, doch weit lau-

frischer und wechselreicher. Außer alten Beständen hoher, stammfreier Fichten, die der Danziger als Tannen bezeichnen würde, gibt es kaum eine Waldform, die wir hier vergebens suchten. Wo der Westrand der weiten Wälder auf die kahle, unwirkliche Hochebene hinausschaut, findet man weite Bestände alter, säulen-schäftiger Kiefern, unter denen im kurzen Genist die würzigen Früchte der Erdbeeren glühen. Dicht daneben bilden schlanke Rotbuchen heilige Hallen. Geht die Sonne zur Küste, so schießt sie ihre Strahlen tief hinein in die tagsüber so dämmerigen Laubgewölbe, daß ihr Licht drunten gleißt und glänzt und funkelt und das dichte Laubdach über uns geheimnisvoll zu glühen beginnt, so, wie der Rebe Saft im grünlichen Römer leuchtet.

Schön ist's sicherlich auch in dem freundlichen Mischwald, wo die starre Kiefer mit kreisrundem Schaft hoch hinausstrebt über das helle Laub der knorrigen Hainbuchen und der Pirel im Birken-gezweig seine sommerfeligen Lieder singt, aber noch lieber weile ich zur Pfingstzeit in dem alten Hain lichtstämmiger Rotbuchen, etwa dort, wo hinter Pelonkens feierstillen Landhäusern schmale Pfade im Zickzackgang zur Höhe emporführen. Selige Sonntagmorgen meiner Jugend, da ich von diesen freundlichen Hügeln in die durchsonnte Welt hinausschaute! Kein Schatten trübte die leuchtende Pracht des jungen Buchenlaubes, langsam verklingende Glockentöne riefen im nahen Oliva die Gläubigen zum Kirchgang, und farbig spiegelte das blaue Meer den hohen Himmel wieder. Dann wob die Frühlingsfee Festtagsglanz auch um den Alltagsmorgen, daß der Träumer währte, jeden Augenblick müßte ein hehres Frauenbild um des Weges Krümmung biegen, Sonnengold auf dem blonden Scheitel, leuchtende Fliedertrauben in der weißen Hand.

Sonnig wie je wird auch dieser Lenz diesen glücklichen Hügeln aufgehen, aber manch freuer Sohn des hochgetürmten Danzig wird dann im Geiste dunkle Wolkenschatten über den hohen Buchen schauen. Und doch wird er die Bilder jener Landschaft nur noch freuer im tiefsten Herzen begehren, des festen Glaubens voll, jener gute Geist der Heimat, der ihn selbst zum deutschen Manne reifte, werde auch späteren Geschlechtern noch zum Weiser werden auf ihres Lebens dunklen Pfaden.

Das ist die höchste aller Gaben:
Geborgen sein
und eine Heimat haben.

Carl Lange

Gedichte

Von Willibald Dmankowski

Fremdes Leid

Die Sonne fror, da du wardst eingegraben,
und Wolkenfegen tranken von ihr ab.
Man weinte leise, doch die meisten haben
es nur gefan wie Mädchen oder Knaben,
die tief in Schmerz und schon ganz künft'ig sind.

Nur einer faßte auch in seinem Hirne
der Tage Jammer: wenn sich deine Stirne
im Kusse nimmer würde seiner neigen.

Und für die Spanne, die ein Lächeln währt,
war es, als wollte alles Rufen schweigen:
Ein kranker Bettler, alt und abgezehrt,
traf mit dem gellen Nottschrei seiner Augen
ihn in den Schmerz: „Sieh da, wir wollen
tauschen — —!“

Wie kalter Strahl in wildem Überkochen
(das dennoch kocht und wieder überkocht)
war es ihm oft in jenen Tagen, Wochen,
um dieses Wissen: Sieh, wir wollen tauschen!

Und doch und doch, es blieb das dunkle Rauschen,
ward, Sturm, Orkan, — und hat sein Blut
verweht.

Die alte Lehrerin

Manche hatten unbemerkt gesehn,
wie ihr zugefrorener Blick zuweilen
in ein Lächeln umschmolz, und die steilen
Stirneinschnitte schwanden in dem Fleh'n

dieses Kindes, das sie niederzwingt,
obgleich jede kleinste seiner Mienen
nichts als Demut ist und Dank und Dienen,
und das all ihr Altsein so durchbringt,

wie den inbrunstsuffmnen Winterwald
der Rorateglocke frühes Läuten, —
plötzlich schaut sie in versunkne Zeiten
scheu und wie durch einen Mauerspalt

und bedacht, daß man sie nicht entdecke,
aber ihre Blicke, Wunden gleich,
werden am Erlauschten weit und reich,
und das Antlitz färben scharfe Flecke. —

So, als sei noch etwas zu erwarten,
was sie von der Angst der Nächte heilt,
ist sie in dem blüthen schweren Garten
eine tote Blume, die den harten
und verdorrten Kelch zur Sonne steilt.

Die Krüppel in den Anlagen

Von Gottes Angesicht
für ihre armen Stunden
ein Leuchten zu erhaschen,
trug man sie hier ins Licht
der blühenden Rosunden.

Der Sommerbeese Duft
weht Glück auf ihre Mienen; —
ihr Lächeln zu den Kleinen,
denen die Mutter ruft,
ist Mooshauch auf Ruinen.

Von Kinderspiel umlärm't,
in ihren Räderstühlen
sind manche anzuschauen,
versunken und verhärmt
wie eingesehne Mühlen.

Gethsemane

Doch unaufhaltsam rollt dahin der Zeiten
erbarmungsloses Rad, rollt über Glück und Qual,
Tod, Liebe, Haß, Besitzen und Entgleiten,
nichts ist ihm neu, und alles war einmal.

Und eine Nacht kommt herzlos wie die andre.
Du aber ringst zu Gott, und deine müden
brennenden Augen betteln um den Frieden, —
doch immer weckt der Ruf die Seele: Wandre!

Wandre und suche, Seele! Garnicht fern
löst sich das brünst'ge Beten grauer Tage
in Kraft und Jubel auf, in Deine Klage
flammt hell und grüßend der Dreikönigsstern,

und Gottes Antlitz ist vielleicht so nah,
als wollte es im Kusse sich dir neigen,
dich zu begnaden und für dich zu zeugen:
„Du bist mein Kind, daß solches dir geschah!“

Der Stürmer

Durch Pulvernebel und zermwölhtes Land
schob er sich vor wie durch die wilde Welle
ein kleines Schiff, bis hin zu jener Stelle,
da es ihn band.

Und es ihm war, als ob in heft'gem Lauf
er gegen einen Tisch aus Stein anliese
mit schwerer Brust, und sich dann eine Tiefe
dunkel und endlos vor ihm schloß auf.

Mit schwerer Brust . . . und war ein Schrei darin,
der abbrach wie das Läuten einer Glocke,
die Blüßstrahl trifft, daß sie von ihrem Pflöcke
in heißen Scherben bellt aufs Pflaster hin.

Doch als der Schrei in seinen Augenhöhlen
verlöschen wollte, griff ihn schon der nächste
auf, hob ihn hoch und warf ihn weiter, daß
er mätzsturmgleich aus Millionen Kehlen
sich in der Feinde Leibermauer frag.

Naturschutz und Naturdenkmalspflege

Von Walther Wangerin

Man braucht sich nur den gewaltigen Abstand zwischen dem Menschen der älteren Steinzeit, der während und nach der Eiszeit zuerst auf dem Boden unserer Heimat mit unbeholfenen Werkzeugen den Kampf gegen widrige Naturgewalten aufnahm, und dem Kulturmenschen der Gegenwart, der den Dampf, die Elektrizität in seinen Dienst gestellt hat und dem zuletzt mit der Eroberung des Luftmeeres die Erfüllung eines uralten Traumes der Menschheit gelungen ist, zu vergegenwärtigen, um zu erkennen, wie der Mensch in seine Rolle als Herr der Schöpfung, der die Erde mit allen ihren Kräften und Lebewesen sich untertan zu machen strebt, immer mehr hineingewachsen ist und die erstrebte Herrschaft nun bald fast unumschränkt auszuüben vermag. Von jeher bedeutete die Ausbreitung der menschlichen Kultur, soweit es sich um den Erwerb und die Sicherung äußerer Kulturgüter handelt, das Streben nach immer vollkommenerer Ausnützung der wertvollen Kräfte und Erzeugnisse der Natur auch einen unvermeidlichen Kampf des Menschen gegen die Natur, der, je mehr die Macht des Menschen gewachsen ist, desto tiefgreifender und schneller das Antlitz der Natur, das ursprüngliche Landschaftsbild wie die Pflanzen- und Tierwelt nicht bloß umgestaltet, sondern oft gänzlich zerstört. Gerade die staunenswerten Fortschritte der Industrie und Technik seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, das Anwachsen des Verkehrs, der erhöhte Betrieb der Land- und Forstwirtschaft haben in dieser Beziehung die einschneidendsten Folgen gehabt, die zugleich aber auch mit immer größerer Deutlichkeit es dem Denkenden zum schmerzlichen Bewußtsein brachten, welche Verarmung für den Menschen selbst die Vernichtung der Ursprünglichkeit und Mannigfaltigkeit der Natur bedeutet.

So erwuchs aus der Überzeugung heraus, daß gegenüber der immer weiter um sich greifenden Zerstörung und Verödung der Natur das dringende Bedürfnis besteht, wenigstens einige Stücke derselben im ursprünglichen Zustand unverfehrt zu erhalten, daß es unersehbliche Werte sind, die mit jener Zerstörung verloren gehen, und daß neben der Wahrnehmung wirtschaftlicher und materieller Interessen auch andere, ideale Gesichtspunkte in dem Verhalten des Menschen zur Natur zur Geltung gebracht

werden müssen, seit etwa zwei Jahrzehnten eine Bewegung, die den Schutz der bedrohten Natur auf ihre Fahnen geschrieben hat und die zu retten sucht, was irgend noch gerettet werden kann. Zuerst waren es vornehmlich die Bedürfnisse der wissenschaftlich interessierten Kreise, die diese Bewegung in Fluß gebracht haben; für den Geologen und in noch höherem Maße für den Botaniker und Zoologen ist die ursprüngliche Natur mit ihren Landschaftsformen, ihren Lebensgemeinschaften von Pflanzen und Tieren für Zwecke der wissenschaftlichen Forschung wie des Unterrichts ja selbstverständlich unentbehrlich, mit ihrer fortschreitenden Verarmung und Zerstörung büßen sie ein Betätigungsfeld ein, für das die lediglich im Laboratorium betriebene Forschung keinen hinlänglichen Ersatz zu bieten vermag, da eben das Studium vieler Fragen nur unter den ursprünglichen, naturgegebenen Verhältnissen sich fruchtbar zu gestalten vermag und erst dort sich die ganze Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der Problemstellungen erschließt. Ihren Sammelpunkt fanden diese Bestrebungen, der fortschreitenden Vernichtung der ursprünglichen Natur nach Möglichkeit Einhalt zu gebieten, in dem schon auf Alexander von Humboldt zurückgehenden, von Conwenh mit neuem Leben erfüllten und erfolgreich zur Geltung gebrachten Begriff des Naturdenkmals, worunter alle charakteristischen Gebilde der heimatischen Natur zu verstehen sind, vor allem solche, die sich noch an ursprünglicher Stätte befinden, seien es Teile der Landschaft oder Gestaltungen des Erdbodens oder Reste der Pflanzen- und Tierwelt; im einzelnen Fall sind bei der Bewertung eines bestimmten Naturgebildes als Naturdenkmal selbstverständlich eine Reihe verschiedener Faktoren maßgebend, sodas die Entscheidung nicht generell, sondern nur nach Lage der Verhältnisse von Fall zu Fall erfolgen kann. Grundsätzlich und mit Recht wurde für die Naturdenkmäler der gleiche Schutz gefordert, dessen sich die Denkmäler der Geschichte und Baukunst schon seit längerer Zeit erfreuen. Und der Gedanke fiel auf fruchtbaren Boden. Zwar ist es zum Erlaß eines die einschlägigen Fragen allgemein regelnden Gesetzes bisher erst in wenigen deutschen Bundesstaaten gekommen, doch nahm sich vor allem in Preußen der Staat der Organisation der Naturdenkmalspflege an

und traf auch eine Reihe von Maßnahmen, um wichtige, im staatlichen Besitze befindliche Naturdenkmäler zu schützen; insbesondere war dabei naturgemäß die tatkräftige Mitwirkung der Forstverwaltung von hohem Werte. Doch nicht nur von behördlicher Seite wurde die neue Bewegung, die bald in weiteren Kreisen lebhaften Widerhall fand, unterstützt und in der Erreichung ihrer Ziele gefördert, sondern auch kommunale Körperschaften und zahlreiche Vereinigungen, unter letzteren besonders naturwissenschaftliche Vereine, doch auch Touristen-, Gebirgs- und Verschönerungsvereine stellten sich in den Dienst der Sache und brachten die Mittel zum Ankauf gefährdeter Naturdenkmäler auf, und auch so manchen im Privatbesitz befindlichen Naturdenkmälern wurde seitens der Besitzer der nötige Schutz zuteil. So mehrten sich allmählich die Erfolge, und wenn zur Zeit des Kriegeausbruches auch noch viele berechtigste Wünsche der Erfüllung harrten, so konnte man doch mit einer gewissen Befriedigung auf das Geleistete zurückblicken und sich zuversichtlich der Hoffnung auf einen weiteren erfolgreichen Ausbau hingeben; auch während des Krieges ruhte die Tätigkeit der Naturdenkmalpflege und ihrer Organe nicht und sie vermochte dem Erreichten noch manchen beachtenswerten weiteren Erfolg hinzuzufügen, wenn ihre Bestrebungen auch erklärlicherweise während dieser Zeit in der Öffentlichkeit im allgemeinen weniger hervortraten. Es würde nun selbstverständlich zu weit führen, hier einen auch nur annähernd vollständigen Überblick über die bisher geschützten Naturdenkmäler geben zu wollen; es mögen nur unter vorzugsweiser Berücksichtigung Ostdeutschlands einige besonders wichtige Beispiele kurz angeführt werden. In erster Stelle gedenken wir dabei der Naturschutzgebiete, d. h. solcher Landschaftsteile, in denen die gesamte natürliche Landschaft mit allen darauf vorhandenen Tieren und Pflanzen als Reservat vor kulturellen Eingriffen geschützt wird, wo also etwas Ähnliches angestrebt wird, wie es in weit größerem Maßstabe Nordamerika mit seinen National Parks, von denen der Yellowstone National Park der bedeutendste und



Blattzweig
der Zwergbirke

bekannteste ist, in vorbildlicher, wenn auch in diesem Umfang in alten, räumlich mehr beengten Kulturländern nicht nachzuahmender Weise erreicht hat. Eines der ersten Naturdenkmäler,

das bei uns durch Maßnahmen der Staatsverwaltung gesichert wurde, war das Zwergbirkenmoor bei Neulinum im Kreise Kulm in Westpreußen, einer der wenigen Punkte des norddeutschen Flachlandes, wo die zierliche, sonst im wesentlichen dem hohen Norden eigene Zwergbirke sich als Überbleibsel aus der Flora der Eiszeit im urwüchsigem Zustande erhalten hat; ein zweiter Standort derselben Art auf einem Moor bei Bodenfelde in der Lüneburger Heide wurde durch freiwillige Beiträge angekauft und dem Kreis Ilzen zur dauernden Sicherung übergeben. Weit ausgedehnter ist das Zehlaubbruch im Frischingsforst bei Tapiau in Ostpreußen, eines der größten und noch fast ganz unberührten Hochmoore der Provinz, das mit samt den angrenzenden Waldbeständen von jeder Entwässerung und Melioration verschont bleiben soll. Seitens der Stadt Danzig, in der Conwentz damals wirkte und die so zum Ausgangspunkt der ganzen Naturschutzbewegung geworden ist, wurde ein kleines, durch sein reiches Pflanzenleben bemerkenswertes Moorgelände am Kleinen Heidsee bei Heubude geschützt; in der Provinz Brandenburg werden das Plage-Fenn und der Plage-See in der Oberförsterei Chorin im ursprünglichen Zustande erhalten. Einige weitere Moorschutzbiete, die sich teils im forstfiskalischen, teils im privaten Besitz befinden, kamen in Westpreußen wie auch anderwärts während des Krieges hinzu; insbesondere wurde im Jahre 1918 erreicht, daß die Seefelder bei Reinerz in Schlesien, ein ebenfalls durch das Vorkommen der Zwergbirke ausgezeichnetes Gebirgshochmoor, seitens der Forstverwaltung als Naturdenkmal erklärt wurde.

Wenn hiernach gerade die Moore unter den bisher geschaffenen Naturschutzgebieten einen hervorragenden Platz einnehmen, so ist das auf gerechtfertigt durch die Bedeutung, die sie in geologischer Hinsicht, durch die Eigenart ihrer an seltenen und bemerkenswerten Arten

oft reichen Pflanzen- und Tierwelt wie auch insbesondere als Reste einer für unsere Heimat bezeichnenden, durch die wirtschaftliche Entwicklung besonders stark bedrohten Landschaftsform besitzen. Doch sind daneben selbstverständlich auch andere Landschaftsformen nicht zu kurz gekommen; es sei z. B. nur der Eisbusch im Kreise Schwef in Westpreußen genannt, der größte in Norddeutschland noch vorhandene urwüchsig-eibenbestand, in dem noch mehr als 5000 Eiben freudig gedeihen und der auf den Besucher einen ganz eigenartigen, märchenhaften Eindruck hervorruft, ferner das vor allem durch

Nordseeküste, ist hier zu gedenken, die einem besonders wichtigen Zweig des Naturschutzes dienen und die trotz ihrer zunächst engeren Bestimmung zugleich doch auch mehr oder weniger Reservate der gesamten Natur darstellen; ihnen gesellen sich an der Ostseeküste die Schutzgebiete auf der Insel Hiddensee bei Rügen und auf der Meßinahalbinsel bei Danzig hinzu. Und um den Blick auch auf Ergebnisse zu lenken, die die Naturschutzbewegung außerhalb Deutschlands erzielt hat, so sei hier nur das großartige Naturschutzgebiet hervorgehoben, das die Schweiz im Val Chluzza im Ofengebiet in Graubünden



Kleiner Heidsee bei Heubude

seine riesigen Eichen ausgezeichnete, noch fast urwaldartige Naturschutzgebiet bei Sababurg im Reinhardswalde bei Kassel, der 47 Hektar große Urwald am Kubani im Böhmerwald, der durch den Besitzer von jeder Holznutzung und forstlichen Bewirtschaftung dauernd ausgeschlossen ist, das ähnliche Naturschutzgebiet, das der Fürst von Hohenzollern auf seinem Besitztum im Böhmerwald errichtet hat, die Garchinger Heide bei München, die eine überaus reiche, besonders durch pontische und subalpine Arten ausgezeichnete Flora besitzt, der Schutz eines durch das Vorkommen von Steppenpflanzen ausgezeichneten Hügelgeländes im Nahegebiet und endlich der Pflanzenshonbezirk am Königsee in Oberbayern, dessen Ergänzung zu einem die gesamte Natur umfassenden Naturschutzpark angestrebt wird. Auch der Vogelschutzgebiete an den deutschen Meeresküsten, insbesondere an der

errichtet hat und das sowohl landschaftlich wie durch den Reichtum und die Mannigfaltigkeit seiner Pflanzen- und Tierwelt für diesen Zweck ganz besonders geeignet ist, und der Schutz einiger charakteristischen Dünen- und Heidelandschaften in Dänemark. Der Errichtung solcher mehr oder weniger ausgedehnten Naturschutzgebiete treten dann Schutzmaßnahmen zur Seite, die sich auf einzelne, besonders bedrohte Naturobjekte erstrecken. So war eine der ersten Maßregeln der Schutz der schönen Stranddistel, die an unseren Küsten, besonders in der Nähe von Kur- und Badeorten durch schonungsloses Abpflücken vielfach der Ausrottung nahe gebracht war; anderwärts wurden die zu den schönsten Zierden unserer Flora gehörigen Orchideen durch Verkaufsverbote nach Möglichkeit geschützt und auch zum Schutze der Alpenflora, den der „Verein zum Schutz und zur Pflege

der Alpenpflanzen“ auf seine Fahnen geschrieben hat, sind vielfach entsprechende Maßnahmen getroffen worden. Der durch Steinbruchbetrieb drohenden Verunstaltung und Zerstörung der natürlichen Landschaft wurde erfolgreich entgegengetreten z. B. im Siebengebirge, an der Porta Westfalica und in der Sächsischen Schweiz; auch der Ankauf der durch diluviale Sandsteinbildungen ausgezeichneten Mechauer Höhle durch den Kreis Püzig sowie der Schutz

erratischer Blöcke

verdient Erwähnung.

Ganz besonders sind

es aber natürlich

bedrohte Glieder

der Tierwelt, denen

ein ausreichender

Schutz zuteil werden

muß, wenn sie nicht

in kürzester Zeit der

völligen Ausrottung

anheimfallen sollen;

genannt sei z. B. nur

der Elch, der allein

noch in Ostpreußen

in den Wäldern und

Mooren am Ku-

rischen Haff bei uns

vorkommt, während

einstmals seine Ver-

breitung sich über

ganz Deutschland er-

streckte, der Biber,

der an der Elbe ober-

halb von Magdeburg

eine letzte Zufluchts-

stätte besitzt, der Edel-

marder, der in unsern

Wäldern zur großen

Seltenheit geworden

ist, und dann eine Reihe von Vogelarten, wie Wanderfalk, Fischadler, Seeadler, Uhu, Kolkrabe, schwarzer Storch, Fischreiher, Eisvogel usw.

Schon die vorstehende Übersicht, die nur einige besonders wichtige Punkte kurz beleuchtet, läßt erkennen, daß die Aufgaben und Ziele des Naturschutzes und der Naturdenkmalspflege sich keineswegs in der Erfüllung von Bedürfnissen der wissenschaftlichen Forschung erschöpfen, sondern daß ihnen ein wesentlich weiterer Rahmen gesteckt ist. Könnte man vielleicht geneigt sein, die Berechtigung jener wissenschaftlichen Bedürfnisse, wenn sie mit solchen der wirtschaftlichen Entwicklung zusammenstoßen, zu bestreiten

und über sie als „welftremd“ zur Tagesordnung überzugehen, so wird doch das Bild ein wesentlich anderes, wenn wir beachten, daß die Naturschutzbewegung in erster Linie die höheren Interessen der Allgemeinheit vertritt. Denn diese gehen nicht restlos auf in der Erfüllung wirtschaftlicher Belange, sondern die Allgemeinheit hat auch ein Recht an der unverfälschten Natur, die für den Menschen ja nicht nur ein Ausbeutungsobjekt darstellt, sondern die ihm auch

eine Quelle der Ge-

sundung und Freude

ist, aus der er Be-

lehrung und Schön-

heit zu schöpfen ver-

mag. Und wenn die

Naturdenkmalspflege

dafür eintritt, nicht

die gesamte Natur

der Zerstörung

und Verödung durch

den Erwerbsinn an-

heimfallen zu lassen,

so sichert sie damit

der Gegenwart wie

der Nachwelt die

Möglichkeit reinen,

ungetrübten Genusses

an den Schöpfungen

der Natur und der

lebendigen Anschau-

ung der natürlichen

Urzustände der Hei-

mat. Erst diese An-

knüpfung an die

Heimatliebe, die Ein-

spruch dagegen er-

hebt, wenn man die

landschaftliche Schön-

heit der Heimat be-



Eibe im Eisbusch im Kreise Schwef Wpr.

einträchtig und die wertvollen Güter, die in ihrer ursprünglichen, unverletzten Natur ruhen, mißachtet, erst die Überzeugung, daß unser aller Leben mit der Vernichtung der ursprünglichen Natur verarmt, bedeutet die wichtigste und ausschlaggebende Grundlage der Naturschutzbewegung, die durch die Betonung dieses ethischen Gesichtspunktes zu einer kulturellen Bewegung im wahrsten Sinne des Wortes wird. Erst damit gewinnt die Forderung ihre volle innere Berechtigung, daß es nicht in das Belieben eines einzelnen, der zufällig in den Besitz eines hervorragenden Naturdenkmals gelangt ist, gestellt sein darf, dieses von seinem engen und selbstfüchtigen

Besitzerstandpunkt aus zu vernichten, zu schädigen oder der Gesamtheit zu entziehen. Denn es liegt auf der Hand, daß in vielen Fällen die Ziele des Naturschutzes nicht ganz ohne Beeinträchtigung wirtschaftlicher Interessen erreicht werden können; und wenn auch dort, wo wirtschaftliche Belange von überragender Bedeutung in Frage kommen, die Forderungen des Naturschutzes schließlich zurückstehen müssen, so darf auch andererseits bei der Schaffung von Naturschutzgebieten und der Erhaltung einzelner Naturdenkmäler gegenüber dem Interesse der Allgemeinheit an einer solchen nicht der den Nächstbeteiligten aus einer wirtschaftlichen Nutzung erwachsende Gewinn als ausschlaggebend bewertet werden. Und es gibt überdies so vieles, wo der Naturschutzgedanke ohne wesentliche Schädigung wirtschaftlicher Interessen zur Geltung gebracht werden kann; nicht jedes Stückchen Obland braucht aufgeforschet, nicht jedes Moor braucht entwässert, nicht jeder noch halbwegs urwüchsige Waldbestand durch Kahlschlag und nachfolgende Aufforstung mit den ja freilich ertragreicheren Nadelbölzern seines schönsten Reizes beraubt zu werden. Und auch gegenüber der Tierwelt hat dieser Gesichtspunkt seine volle Berechtigung, auch bezüglich solcher Tiere, die man gemeinhin als schädlich zu verfolgen pflegt. Es darf nicht dahin kommen, daß man den Dachs, den Fuchs, das Wildschwein schließlich nur noch aus Abbildungen in Naturgeschichtsbüchern kennt, während sie aus unseren Wäldern, die sie einst belebten, verschwunden sind; und der Vogelschutz, der ursprünglich zunächst den Schutz der Singvögel und einzelner wirtschaftlich nützlicher Arten wie des Mäusebussards oder des Turmfalken anstrebte, wird heute von seinen einsichtigen Vertretern um seiner selbst willen und nicht aus irdendwelchen platten Nützlichkeitsbetrachtungen heraus getrieben, denn auch sogenannte schädliche Vögel wie Adler, Falken, Fischreiher u. a. m. sind in unserer heutigen, verarmten Tierwelt so selten geworden, daß sie als Gegenstand der Forschung und der vom Naturverständnis getragenen allgemeinen Freude am Naturbild sicher einen weit höheren ideellen Wert besitzen als der von ihnen etwa verursachte wirtschaftliche Schaden ausmacht.

Wenn wir aber den Naturschutz in dieser Weise erfassen, dann wird er zugleich auch eine persönliche Angelegenheit jedes einzelnen. Gewiß wird man in erster Linie vom Staat und seinen Organen erwarten können, daß sie auch die Pflege solcher idealen Interessen nicht vernach-

lässigen, aber mit dem Schutz einzelner Naturdenkmäler oder selbst mit dem Erlaß von Schutzgesetzen allein ist es noch nicht getan, sondern der Naturschutzgedanke erfordert von jedem einzelnen eine von der heute leider noch durch schnittlichen Denkungsart abweichende Einstellung des Menschen gegenüber der Natur, eine innere Achtung vor dieser und ihren Gebilden, die wir in gewissem Sinne als etwas Heiliges und Verehrungswürdiges betrachten sollen, an dem alle Menschen sich sollen erfreuen können, so daß der einzelne nicht das Recht hat, für sich zu nehmen, was ihm gerade gefällt. Wer so denkt, wird es nicht bloß vermeiden, das Naturbild durch Umherstreuen von Papierresten, Eierschalen u. dergl. zu verunstalten oder die Anfangsbuchstaben seines Namens in die Rinde alter, ehrwürdiger Baumriesen einzukratzen, er wird es auch unterlassen, Sträucher zu pflücken, die er bald achlos wegwirft, und wird, wenn er eine seltene Blume findet, sich ihrer an Ort und Stelle freuen, nicht aber alles, was davon vorhanden ist, mit Stumpf und Stiel abreißen. Und wenn solche Denkungsart erst allgemeiner geworden ist, werden die Zeitungen auch nicht mehr in jedem Fall, wo ein Adler der Kugel eines Schießers zum Opfer gefallen ist, von dem „seltenen Jagdglied“ berichten, sondern werden hoffentlich einen solchen Schützen der verdienten Verachtung aller Naturfreunde preisgeben. Noch freilich ist viel zu tun, bis in solcher Weise der Naturschutzgedanke Allgemeingut geworden ist und alle Menschen die Natur in ihrer Gesamterscheinung wie in allen ihren Geschöpfen und Gebilden als Inbegriff des Schönen würdigen. Die Erziehung des ganzen Volkes zum Naturschutz muß in letzter Linie das anzustrebende Ziel sein, für das neben Vorträgen, der Tätigkeit von Vereinen usw., vor allem auch die Schule sich einsetzen muß; die allgemeine Bildung muß dahin vervollständigt werden, daß sie die Zerstörung eines Naturdenkmals nur noch in unabweisbaren Ausnahmefällen zuläßt. Und gerade die heutige Zeit, in der von Fragen der Schulreform so viel die Rede ist, sollte an dieser Eingliederung des Natur- und Heimatschutzes in die Erziehung nicht achtlos vorbeigehen; dann werden wir auch gewisser unerfreulicher Zeitererscheinungen, die dem Gedanken des Naturschutzes geradezu Hohn sprechen, schließlich Herr werden und ein Geschlecht er stehen sehen, dem die Liebe zur Heimat, zur heimatischen Natur und die Achtung vor ihren Werken mehr ist als eine bloße Redensart.

Das Vogelschutzgebiet bei Östlich-Neufähr

Von Professor J b a r t h, Danzig-Langfuhr

Jede Maßregel, die unserer, besonders durch die Ausbreitung der Kultur arg bedrängten Vogelwelt in ihrem harten Kampfe ums Dasein zugute kommt und geeignet ist, die ihr durch Forst- und Feldwirtschaft sowie durch andere Folgen menschlicher Tätigkeit entzogenen oder beschränkten Daseinsmöglichkeiten wenigstens etwas zu ersetzen und so unsere schon in erschreckender Weise entvölkerte Natur vor gänzlicher Verödung zu schützen, ist freudig und dankbar zu begrüßen. In dieser Hinsicht ist die Tätigkeit verschiedener Vereine, die sich die Gründung von Vogelschutzstätten an unseren Meeresküsten wie auch im Binnenlande anlegen sein ließen, vor allem rühmend hervorzuheben. Ihnen verdanken wir es, daß manche schon selten gewordene Vogelart, die eine Zierde unserer heimischen Orniz bildet, vor völliger Ausrottung geschützt wurde.

Ein solches Vogelschutzgebiet besitzt auch der Danziger Freistaat. Mitten in den Stürmen des Weltkriegs wurde es im Sommer 1915 von der königlichen Regierung in Danzig ins Leben gerufen, nachdem in jahrelangen Verhandlungen die Besitzverhältnisse auf dem in Frage kommenden Gelände geklärt worden waren.

Das Gebiet, das ungefähr 182 Hektar umfaßt, liegt unmittelbar östlich der Mole am Weichseldurchbruch bei Neufähr, wo in einer Februarnacht des Jahres 1840 der Strom sich mit eigener Gewalt durch die Düne einen neuen Weg ins Meer bahnte. Es besteht aus 28 Hektar Dünen, 48 Hektar Bruch- und Wiesenland und 106 Hektar Wasser. Der etwas über 100 Hektar große Messinasee, ein flaches, hassartiges Gewässer, wird durch einen Dünenzug, der sich östlich die Nehrung entlang fortsetzt, vom Meere getrennt. Südlich begrenzt den See, der ebenso wie das ganze Gebiet seinen Namen von einem hier vor ungefähr 50 Jahren gestrandeten Schiffe erhalten hat, ausgedehntes, teils trockenes, teils sumpfiges Wiesengelände mit eingestreuten Tümpeln, an das sich weiter landeinwärts der allerdings nicht in seiner ganzen Ausdehnung zum Schutzgebiet gehörige Karauschenteich anschließt, der wiederum durch einen schmalen, bei Hochwasser und nach starken Regengüssen oft überschwemmten Wiesenstreifen vom Neufährer Walde getrennt ist.

Die Lage des Geländes und seine Mannigfaltigkeit geben der Vogelwelt äußerst günstige

Aufenthaltsbedingungen. Was seine Bedeutung anlangt, so kommt es als Raststätte erst in zweiter Linie in Betracht; denn von Brutvögeln sind bislang nur 25 bis 30 Arten festgestellt worden. Doch ist zu hoffen, daß, nachdem dem Schießertum, das früher hier wahre Orgien feierte, das Handwerk gelegt oder wenigstens erheblich erschwert ist und den Eierräubern auf die Finger gesehen wird, von den bis jetzt nur durchwandernden Arten die eine oder andere dort zur Brut schreiten wird. Anzeichen dafür liegen schon vor. Vorläufig liegt die Hauptbedeutung des Gebietes darin, daß es infolge seiner Lage an der baltischen Vogelzugstraße, die, von Nordosten kommend, die Kurische Nehrung entlang geht und sich in der Frischen Nehrung fortsetzt, ein beliebter Rastplatz für durchziehende östliche und nordöstliche Vögel ist. Deshalb ist das Vogelleben daselbst im Frühjahr und Herbst naturgemäß am regsten. Doch auch zu anderen Zeiten bildet es für den Naturfreund und Vogelkundigen des Jenseitigen genug.

Bei einem Besuche zur Winterszeit haben wir zunächst den Eindruck, als sei alles tot und ausgestorben. Nur ein paar Krähen, die durch Schnabelhiebe dem gefrorenen Boden karge Nahrung zu entlocken sich bemühen, bringen etwas Leben in die schneebedeckte Öde. Das Bild verändert sich aber, wenn wir uns dem Messinasee nähern. Während der Karauschenteich vollständig in Eisessenden liegt, ist hier ein Streifen offen geblieben, an dessen Rändern zahlreiche Enten dicht gedrängt sitzen. Die Entfernung ist zu groß, um selbst mit Hilfe des Glases ihre Artzugehörigkeit feststellen zu können. Besser gelingt uns dies, wenn wir von der Mole aus einen Blick auf den eisfreien Durchbrucharm der Weichsel werfen. Hier herrscht äußerst reges Leben: heimische und zugewanderte nordische Entenvögel, untermischt mit Taucher- und Sägerarten, tummeln sich in geringer Entfernung vor uns. Das Eis hat sie vom Messinasee vertrieben, wohin sie sofort zurückkehren, wenn er eisfrei geworden ist. Ihnen ist dieses flache Gewässer, auf dem sie bequem gründen können, so lieb, daß nur äußerster Zwang sie von dort zu vertreiben vermag. — Wir setzen den Weg fort zu der Großen Düne, die, hell von der Sonne beschienen, zu uns herüberleuchtet. Dort scheuchen wir einen Flug Schneeammern auf, nordische Gänse, die schon im Oktober eintreffen und so-

Reich feilen Fluß- und Sandregenpfeifer, die, alle Augenblicke plötzlich bremsend, hurtigen Laufes vor uns dahineilen, um schließlich ihr Heil in der Flucht zu suchen. Aus dem Röhrdick ertönen die stammelnde Weise des Rohrammers und die ihrer Umgebung so wunderbar angepassten abgehackten Strophen verschiedener Rohrsänger. Fischreiher, unverkennbar an ihrem im Fluge S-förmig zurückgebogenen Halse, kommen dahergezogen, um im flachen Wasser zu fischen. Unbeweglich, verwitterten Pfählen nicht unähnlich, stehen sie in Abständen an dem dunklen Hintergrunde des Rohrwaldes. Diesem auch schwer bedrängten, statflichen Vogel kann man zu Zeiten in mehr als 100 Exemplaren begegnen. Unheimlich ertönt aus der Ferne vom Karauschenteiche her das dumpfe Brüllen der Großen Rohrdommel aus dem Röhrdickicht, über dem schwankenden Fluges die statfliche Rohrweihe dahinsiegt. Wohl ist sie ein arger Räuber, doch möchten wir sie nicht missen, denn ohne sie würde dem Gesamtbilde ein charakteristischer Zug fehlen. Wie sie, soll auch der Wandersalke, der eben von einem Pfahl, wo er Auschau gehalten, in einen Entenschwarm hineinschößt und bald darauf mit seiner Beute zu seinem Hochsitze zurückkehrt, des hier geübten Schutzes theilhaftig werden. Auch ihnen war in der Natur wie jedem anderen Organismus ihre Rolle zugewiesen und „schädlich“ wurden sie erst, als der Mensch durch seine Eingriffe das Gleichgewicht störte. — Dunenjunge vom Kiebitz, Rotschenkel und Alpenstrandläufer, die wir im Grafe versteckt antreffen, Kuhstelzen und Pieper mit Futter im Schnabel zeigen uns, daß der Höhepunkt des Jahres überschritten ist und das Brutgeschäft zu Ende geht. Da kommen im Laufe des Juli auch schon die ersten Rückwanderer aus dem Norden an, manchmal noch im prächtigen Sommerkleide, das die meisten aber schon mit dem einfachen grauen Reisegewande vertauscht haben. Der melodische Ruf des Großen Brachvogels erfüllt die Luft, und im September liegen morgens früh und in der Abenddämmerung durchziehende Gänfescharen auf den Wiesengründen, und aus dem manchmal schon reißbedeckten Grafe steigt mit heiserem „ätsch“ die Bekassine vor uns auf. Die Zahl der Enten geht jetzt in die Tausende. In dem sahlgelb gewordenen Rohr, daß wie ein goldener Kranz die in der klaren Herbstluft tiefblau daliegenden Wasserflächen umgibt, treiben sich allerlei Meisen auf der Nahrungssuche umher, und wenn uns das Glück hold ist, bekommen wir nun auch, wo

der Blick ungehinderter in das Dickicht hineindringen kann als im Sommer, die sonst so versteckt im Rohr lebende Bartmeise zu Gesicht. Das Messingagebiet dürfte augenblicklich die einzige Stelle in Deutschland sein, wo dieser seltene Vogel, dessen zart abgetöntes, herrliches Federkleid jeden Naturfreund entzücken muß, mit Sicherheit festgestellt worden ist. Ihr Vorkommen allein muß schon das Bestehen des Schutzgebietes rechtfertigen. In erster Linie ihretwegen ist auch dafür zu sorgen, daß die Rohrbestände am Karauschenteich und Messingasee vor jedem Eingriff bewahrt werden. Ist es doch die vornehmste Aufgabe des Naturschutzes, schwindenden Arten, zu denen leider auch die Bartmeise für uns gerechnet werden muß, eine letzte Zuflucht zu verschaffen. — Auf den Samenständen der Unkräuter finden sich einheimische Finkenvögel ein, zu denen sich manchmal schon Ende September der nordische Birkenzeisig gesellt, ein zierliches, graues Vögelchen mit leuchtend roter Kopfplatte und heller Unterseite, während das hohe Gras und das Gebüsch an der Großen Düne durchziehenden Drosselscharen Schutz gewährt. — Allmählich nähern wir uns der kalten Jahreszeit. Die letzten Kiebitze, die das Gebiet seit Ende Juni als Sammelplatz benutzten und manchmal in ungezählten Scharen anzutreffen waren, sind fortgezogen. Dafür kommen jetzt allabendlich Hunderte und Tausende von Starren und fallen rauschenden Fluges in das Rohr ein, wo sie sich noch lange zeternd um die Schlafplätze zanken. Die kleinen Strand- und Wasservögel, die uns besonders zahlreich nach den letzten schweren Regengüssen auf den dadurch unter Wasser gesehen Wiesen am Karauschenteich durch ihre anmutigen Bewegungen und hellklingenden Lockrufe erfreuten, haben sich freundlicheren Himmelsstrichen zugewandt. Der Messingasee aber wimmelt noch bis zum Eintritt scharfen Frostes von zahlreichen Wasservögeln verschiedenster Art.

So bietet die Schutzstätte dem Beobachter im Kreislaufe des Jahres eine bunte Reihe stets wechselnder Bilder, und bei Geduld und Ausdauer hat er reichlich Gelegenheit, auch die intimsten Lebensäußerungen seiner gesiederten Freunde zu belauschen. Ist das Gebiet mithin für jeden Naturfreund eine Quelle reinsten Genusses, so bedeutet es für den Vogelkundigen eine reiche Fundgrube für wissenschaftliche Beobachtungen. Und zuletzt, aber nicht zum wenigsten, bietet es einer ganzen Reihe von

Vogelarten, die in ihrem Bestande bedroht sind, Schutz vor gänzlicher Vernichtung.

Es war daher eine dankenswerte Tat, als die preußische Regierung, der Anregung einiger Danziger Naturfreunde folgend, sich dieses Gebietes annahm. Möchten auch unter den neuen politischen Verhältnissen, vor denen wir hier

stehen, die maßgebenden Stellen ihm dieselbe Teilnahme zuwenden und es sicher durch alle Anfechtungen, denen es leider noch immer aus eigennützigen Gründen ausgesetzt ist, hindurchgeleiten. Sie werden des Dankes aller gewiß sein, denen an der Erhaltung der heimischen Natur gelegen ist.

Alt-Danziger Höfe

Von H. Carsten

Wenn die Schönheit und Eigenart der Danziger alten Wohnhausbauten gerühmt wird, so hat man dabei in erster Linie die der Straße zugekehrten Hausansichten im Auge mit ihren reichgegliederten Giebeln und Portalen, bei denen der plastische Schmuck eine nicht geringe Rolle spielt, ja zuweilen das gesamte Architekturgerüst überspinnt. Dem aufmerksameren Beschauer werden aber auch die breiten und hohen Fenster auffallen, die dem Danziger Wohnhaus ein besonderes Gepräge geben, und wenn er eine Erklärung dafür sucht, wird er sie in der Notwendigkeit finden, die dahinterliegenden außerordentlich tiefen Räume genügend zu erhellen. So wird der forschende Blick vom Äußeren auf das Innere der Bauten gelenkt und hier belohnt



Alt-Danziger Höfe

Abb. 1: Hof des Uphagenhauses, Langgasse 12

durch eine Fülle von interessanten Erscheinungen in der Einteilung der Räume und ihrer Ausgestaltung. Sobald aber einmal der Schritt von der Straße fort in das Innere der sehr schmalen aber desto tieferen, zuweilen durch den ganzen Baublock bis zu einer Parallelstraße hindurch reichenden Grundstücke getan ist, wird man wahrnehmen, daß sie nicht nur an den Straßenseiten bebaut sind, sondern daß sich an diese Vorberhäuser auf einer Seite ein schmaler Flügelbau anschließt, und daß sich zwecks besserer Ausnutzung der Baustelle noch ein Quergebäude zwischen diesen Seitenflügel schiebt. Auf diese

Weise entstanden an drei Seiten umbaute Höfe, deren vierte Seite sich günstigenfalls zum Nachbargrundstück hin öffnete, wenn dieses in spiegelgleicher Weise bebaut wurde. Durch die so entstehende doppelte Hofbreite ist dann eine gute Beleuchtung der von der Straße abgekehrten Räume möglich, während anderenfalls, d. h. wenn die nicht bebaute

Hofseite des einen Grundstücks von dem Seitenflügel des Nachbarhauses begrenzt wird, die Beleuchtungsverhältnisse bei der außerordentlich schmalen Freifläche sehr ungünstig werden. Das ist nun freilich bei den meisten Danziger Höfen der Fall, wie sie allmählich bei dem wachsenden Bedürfnis nach äußerster Raumausnutzung entstanden sind. So ist denn heutigentags der Einblick in das Innere der nach außen hin so statflich erscheinenden Häuserreihen meist kein erfreulicher. Bei den vielfachen Veränderungen des ursprünglichen Bauzustandes und für Zufaten späterer Zeiten waren allein Nützlichkeitsgründe maßgebend. Rücksicht auf das Vorhandene, aus guter alter Zeit stammende wurde früher fast nie genommen, und auch heute noch ist in dieser Beziehung kaum etwas durchzusetzen, denn das Gesetz gegen Verunstaltung schützt wohl die Straßenansichten historisch bemerkenswerter Bauten, erstreckt sich aber leider nicht auf das Innere der Häuser und die hoffseitige Bebauung. Im Laufe der

Zeit sind auf diese Weise viele Hofarchitekturen zerstört oder bis zur Unkenntlichkeit entstellte worden. Es mußte schon eine Reihe glücklicher Umstände zusammentreffen, um ein so schönes Bild, wie es die Hofanlage des bekannten Uphagenhauses in der Langgasse Nr. 12 und des Nachbarhauses Nr. 13 zeigt, bis auf unsere Tage zu erhalten (Abb. 1). Hier ist der ursprüngliche Zustand noch unverändert vorhanden. Die Höfe dieser beiden Häuser vereinigen sich zu einer stattlichen Anlage, der die trennende Grenzmauer nichts von ihrer einheitlichen Wirkung raubt.

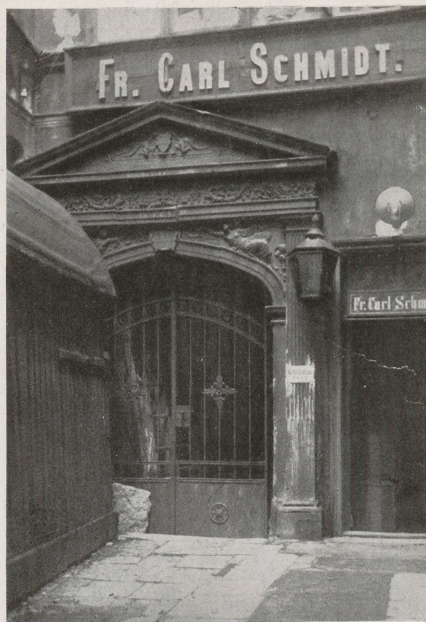
Geradlinig geführte, von schlicht umrahmten Fensteröffnungen durchbrochene Wände umgrenzen den Hofraum. Auf dem Teile, der zum Uphagenhaus gehört, lehnt sich an die Grenzmauer ein zierlicher Wandbrunnen, einst wohl symmetrisch begrenzt von zwei Bäumen, deren einer sich zu einem stattlichen Stamm entwickelt hat. Seine hohe Laubkrone ist im Sommer von entzückender Wirkung in diesem Freilichraum, der die Zeit vor 100 Jahren unverfälscht dem rückschauenden Blick erstehen läßt. Ähnlich mag es in vielen anderen Höfen des alten Danzig

ausgesehen haben, bevor die Erfordernisse der Neuzeit die Beischläge aus den Hauptverkehrsstraßen räumten und die ehemaligen Einfamilienhäuser der Bürger zu Mietkasernen umwandelten. Jetzt sind die auf das geringste zulässige Maß verkauten Höfe von hohen, durch Staub und Ruß geschwärzten Wänden umgeben, und nur dem geschulten Auge des Fachmannes gelingt es, aus dem durch die Not der Zeit Gewordenen den alten Kern herauszuschälen und sich auf diese Weise ein Bild vom einstigen Zustande zu verschaffen. Derartige Bemühungen werden dann besonders belohnt, wenn verborgene architektonische Wertstücke entdeckt werden. In jedem Falle verlohnt es sich, unsere alten

Danziger Höfe systematisch zu durchforschen. Diese Arbeit dürfte keine erfolglose sein, denn schon der Einblick in einige wenige Grundstücke hat zu interessanten Feststellungen geführt, von denen hier nur drei charakteristische Beispiele herausgegriffen werden sollen. Bei dem ersten handelt es sich um ein Architekturstück, das als Rest der ursprünglichen Hofausgestaltung jetzt in einer überaus nüchternen Umgebung steht, beim zweiten um ein von neuzeitlichen Zutaten gleich-

sam ersticktes altes Hofgebäude, und das dritte Beispiel gibt Zeugnis vom Schicksal eines ursprünglich als besonderen Hoffschmuck gedachten feingegliederten Architekturgebildes.

Auf dem schmalen langgestreckten Hofe des Hauses Langgasse Nr. 38 ist im hinteren Quergebäude ein reiches Portal aus der Renaissancezeit eingebaut, das anscheinend den Durchgang zu den hinteren nach der Hundegasse zu gelegenen Gebäudeteilen gebildet hat. Vielleicht ist es bei späteren Umbauten gegen die ursprüngliche Lage etwas verschoben worden, aber daß es gleich für diesen Hof bestimmt war und nicht etwa, wie es zuerst den Anschein haben könnte, von einem



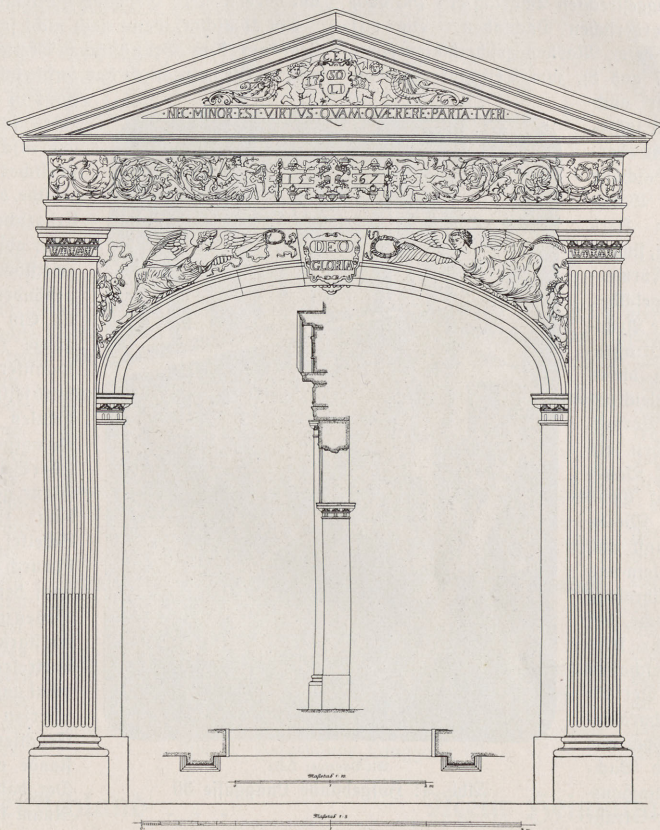
Alt-Danziger Höfe

Abb. 2: Portal im Hofe Langgasse 38

anderen Gebäude hierher verpflanzt ist, wird aus seiner mit der Hausfront genau übereinstimmenden Durchbildung der architektonischen Einzelheiten und des ornamentalen Schmuckes ersichtlich. Die mit einem Korbbogen geschlossene Öffnung ist von kanellierten Pilastern toskanischer Ordnung umrahmt und mit einem dreieckigen Giebelfeld bekrönt. Über das gesamte Architekturgerüst dieses Portales ist in verschwenderischer Fülle Ornamentwerk und figürlicher Schmuck gebreitet (Abb. 2), der in die Vogenzwickel, den Gebälkfries und in das Giebeldreieck in geschickter Weise eingepaßt ist. Die Zeit der Herstellung ist durch die auf einer Kartusche im Fries angebrachte Jahreszahl 1567

verbürgt, die sich übrigens auch auf dem Straßenportal angegeben findet, wie es J. C. Schult in seinen Radierungen 1. Folge Blatt Nr. 6 darstellt. Im Jahre 1758 mußten die Gebäude dieses Grundstücks einen weitgehenden Umbau erfahren haben, denn sowohl am Portal des Vorderhauses

eigenartiger Bau, dessen ursprüngliches Aussehen durch die in verschiedenen Zeiten ausgeführten Veränderungen gänzlich entstellt ist (Abb. 4). Jetzt ist er in einen an das Vorderhaus stoßenden viergeschoßigen Seitenflügel einbezogen. Wie er einst ausgesehen haben mag,



Alt-Danziger Höfe

aufgen.: von cand. arch. Maß

Abb. 3: Portal im Hofe Langgasse 38

wie auch an diesem Hofportal ist diese zweite Jahreszahl vermerkt. Abb. 3 gibt eine maßstäbliche Aufnahme dieses schönen Architekturstücks, das dank seiner Herstellung aus hartem schwedischen Kalkstein bis auf einige Abschrägungen vorzüglich erhalten ist. Hoffentlich bleibt es auch weiterhin durch die Einsicht seines jetzigen Besitzers vor Zerstörungen bewahrt.

Nur wenige Häuser davon entfernt steht auf dem Hofe des Hauses Langgasse Nr. 30 ein

zeigt der in den Abbildungen 5 und 6 dargestellte Wiederherstellungsentwurf. Darnach handelte es sich um ein zweistöckiges vom Vorderhaus wahrscheinlich abgetrenntes Seitengebäude, dessen Obergeschoß gegen das Erdgeschoß vorgeschoben ist, und zwar in der Weise, daß das Mauerwerk des 1. Stockwerks auf 11 Korbbögen ruht, die ihrerseits von 12 Konsolen gestützt werden. Zwischen diesen bilden kleine Gewölbe mit Stüchappen den Übergang von den zurück-

fretenden unteren Mauerfeilen zu den oberen vorgekragten. Im Erdgeschoß und Obergeschoß bringen neun breite Fenster reichliches Licht in die dahinterliegenden schmalen Räume, zu denen zwei Eingangstüren mit anschließender massiver Treppe für das Obergeschoß führen. Über dem langgestreckten Bau lag ein Pultdach mit den erforderlichen Dachluken. Die mit Löwenköpfen bezw. Masken geschmückten Konsolen (Abb. 7 und 8), zum Teil gut erhalten, teilweise aber auch durch die beim späteren Aufbau der obersten beiden Geschosse ausgeführten Wandverstärkungen stark mitgenommen, sind in der gleichen Formsprache durchgebildet, wie die schöne Architektur an der Straßenseite, so daß dieses Hofgebäude gleichzeitig mit dem Vorderhaus entstanden sein dürfte. Als Baumeister nennt Cuny in seinem Werke „Danzigs Kunst und Kultur“ den Stein- und Bildhauer Abraham von dem Blocke, der um das Jahr 1619 diesen Bau geschaffen haben mag. Der für diese Zeit charakteristische Mischbau aus Haustein und Backstein, wie ihn die Hausfront an der Straße



Alt-Danziger Höfe

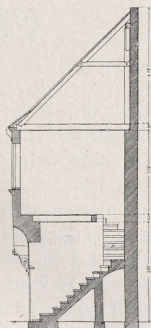
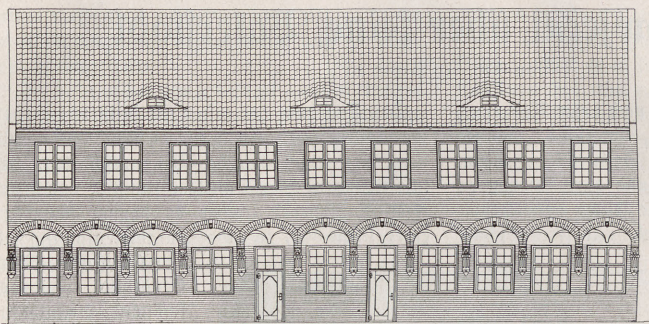
Abb. 4: Hofgebäude Langgasse 30

zeigt, ist auch bei diesem Hofgebäude durchgeführt, indem die tragenden Konsolen aus Sandstein hergestellt sind und die Wände unputztes Backsteinmauerwerk zeigen. Nur die vortretenden Gesimse und die kleinen Wölbungen zwischen den Konsolen haben einen Putzüberzug. Anscheinend enthielt das Gebäude Lagerräume, die man im oberen Geschosß tiefer wünschte, als sie sich im Erdgeschoß bei Freilaßung der für den Verkehr notwendigen Hofbreite anlegen ließen. Bedauerlich ist, daß dieser reizvolle Bau nahezu bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist. Heutzutage hätte man unter sorgfältigerer Schonung des alten Bestandes, die bei

den Veränderungen bezweckte Vergrößerung des nutzbaren Raumes durchgeführt. Dieses Beispiel zeigt besonders deutlich, wie wünschenswert es ist, daß nicht nur für Erhaltung der alten Hausfronten die Hilfe Sachverständiger gewonnen wird, sondern auch dann, wenn es sich um abgelegene Gebäude teile handelt.

Ein ähnlicher, wenn auch nicht so krasser Fall liegt auf dem Grundstück Breitgasse Nr. 57 vor. Trifft man durch das unscheinbare Vorderhaus in den schmalen Hof, so wird man überrascht durch ein zierliches Architekturgebilde, das jetzt in das Erdgeschoß des den Hof abschließenden zweistöckigen Quergebäudes einbezogen ist. Ein fast durch die ganze Hofbreite gespannter Korbbogen wird seitlich durch zwei Säulen begrenzt, die ein vorgekröpftes, auf jeder Seite mit je einer Figur gekröntes Gebälk tragen. Der Scheitel des Bogens ist durch einen Löwenkopf betont, und die Bogenzwickel weisen ein stark plastisch hervortretendes Ornament aus geschickt stilisierten Blättern und Früchten der Kakao- staude auf (Abb. 9). Der dahinterliegende Raum ist ebenso wie

die angrenzenden Zimmer des Seitenflügels mit flachen Kreuzgewölben überpannt. Bis vor kurzem zierte ein reicher Kachel schmuck einen Teil der Wandflächen. Jetzt ist die Bogenöffnung durch eine mit Fenster und Tür versehene Mauer geschlossen, um auf diese Weise aus der ehemals offenen Halle einen Nutzraum zu schaffen. Die Überbauung mit einem Obergeschoß hat, der Formsprache nach zu urteilen, in der Barockzeit stattgefunden, während die zierliche Hallenarchitektur noch Renaissanceformen zeigt (Abb. 10 und 11). Hier wurde wenigstens an dem alten Baubestande nichts zerstört. Immerhin ist der heitere Eindruck



Maßstab 1:50

Alt-Danziger Höfe

Abb. 5: Hofgebäude Langgasse 30

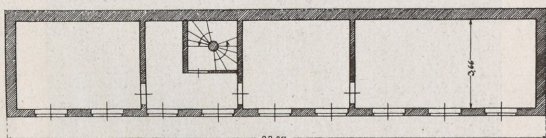
aufg. von Dipl.-Ing. Hoffmann

verwisch, den dieses vielleicht als geschützter Sitzplatz gedachte kleine Bauwerk einst gemacht hat. Seine reiche Durchbildung läßt darauf

schließen, daß auch das Vorderhaus ursprünglich ein üppiges Gebäude war und einem wohlhabenden Großkaufmann gehört haben muß. Jedenfalls zeigt dieses Beispiel, daß man in den Patrizierhäusern auch auf eine gefällige Ausgestaltung der

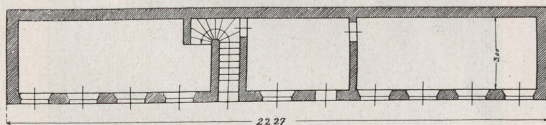
Höfe Wert legte, und daß sich diese nicht immer in dem heutigen trostlosen Zustande befanden.

Die Hofarchitekturen sind zwar die von Veränderungen am meisten betroffenen Teile der alten Danziger Wohnbezirke, bergen aber noch heute viele unentdeckte Schönheiten und verdienen daher Beachtung und Schutz in demselben Grade wie die an den Straßenzügen liegenden Gebäudeteile.



22,27

Obergeschoß



22,27

Erdgeschoß

Alt-Danziger Höfe

Abb. 6: Hofgebäude Langgasse 30

aufg. von Dipl.-Ing. Hoffmann

Deutschland . . .

Der Abend lag auf Land und Leid —
Da scholl's wie ferner Glockenklang,
da klang's wie stolzer Sturmgesang:
Deutschland . . .

Wer stimmt' es an? Ein Kind vielleicht,
Soldaten nach des Tages Lauf —
doch Hundert, Tausend nahmen's auf
und trugen's durch die stille Nacht.

Wie tief es an die Seele greift!
In Finsternis und Qual und Not
dies Lied, vom letzten Licht umloht:
Deutschland . . .

Karl Jünger

Mein Heimatland

Mein Heimatland! Mein Heimatland!
Wie breitest du die Flügel aus,
die leuchtenden, die schirmenden,
wie wohl ist mir im eignen Haus!

Du dunkler Wald, du grünes Tal,
du Himmel voller Farbenpracht,
so hab' ich oft in stiller Stund'
mich tief in dich hineingedacht.

Nun bin ich ganz in dir erlöst,
so innig, wie ich's nie empfand —
Und wie ein Wunder dünkt es mir,
mein Heimatland.

Carl Lange

Chodowiecki über seine Vaterstadt

Von Dr. F. Schwarz

„Anno 1773 besuchte ich nach einer 30jährigen Abwesenheit mein gutes Vaterland, welches mich nicht (wie sich Herr Bernoulli im ersten Theil seiner Reisebeschreibung durch Pommern nach Danzig ausdrückt) wie seinen entwichenen Sohn, sondern mit aller Liebe und Freundschaft aufnahm. Ich wollte mich nur 14 Tage im Schoß meiner Familie aufhalten, wurde aber mit so vielen Beschäftigungen überhäuft, daß ich 9 Wochen da bleiben mußte ... Ich gedenke niemals ohne Rührung an die angenehmen Tage, die ich da zugebracht habe.“

Diese Stelle aus Chodowieckis kurzer Autobiographie, die in Meusels Miscellaneen artistischen Inhalts vom Jahre 1780 gedruckt steht, spricht von seinem Aufenthalt in Danzig, den er ja in seinem reizenden Skizzenbuch ebenso lebendig geschildert hat wie in seinem Tagebuch, das im Vorjahr endlich auch in ganzer Ausdehnung mit jenem zusammen herausgegeben worden ist. Der ersten Reise nach Danzig im Jahre 1773 folgte im Jahre 1780 eine zweite, als seine Mutter dort am 30. Mai 1779 gestorben war, und es galt, den Danziger Hausstand aufzulösen und die Schwestern nach Berlin zu holen. Wie weit Chodowiecki, der sein ganzes Leben lang allerdings mit manchen Unterbrechungen Tagebuch geführt hat, auch die Erlebnisse dieser Reise schriftlich niedergelegt hat, ist nicht bekannt. Die Manuskripte der verschiedenen Teile seines Tagebuches befinden sich heute, soweit sie erhalten sind, in den Händen seiner Nachkommen und sind erst zum kleinsten Teile veröffentlicht worden.

Das Tagebuch der ersten Reise ist mit großer Sorgfalt geführt. Chodowiecki berichtet Tag für Tag über seine Besuche, Bekanntschaften, Beschäftigungen, über Danziger Künstler und Danziger Kunstwerke. Aber es kommt kaum zu einer Überschau, zu einer Zusammenfassung seiner Eindrücke. Vom Stadtbild, von der schönen Architektur Danzigs, die sich ihm dem Berliner und Künstler doch aufdrängen mußte, spricht er sehr wenig, wie sich auch im Skizzenbuch nur vereinzelte

Straßenbilder finden.

Eine erwünschte Ergänzung in dieser Richtung bietet der „Briefwechsel Chodowieckis mit seinen Zeitgenossen“. (Neuerdings herausgegeben von Dr. Charlotte Steinbrucker, Bd. 1, Berlin 1919.) Hier findet sich eine etwa 10 Druckseiten umfassende Berichtigung in französischer

Sprache zu der oben erwähnten Reisebeschreibung Bernoullis vom Jahre 1779, die Chodowiecki diesem



Alt-Danziger Höfe

Abb. 7: Konsole am Hofgebäude Langgasse 30

mit einem kurzen Begleitschreiben vom 18. April 1781 übersendend. Chodowiecki hat Bernoullis Buch offenbar vor seiner zweiten Reise gelesen. Aus einzelnen Wendungen geht das hervor. Die Lektüre hat ihn zur Nachprüfung der Angaben Bernoullis angeregt und seine Aufmerksamkeit auf Dinge gelenkt, die er das erste Mal nicht beachtet hatte. Das Tagebuch von 1773 hat z. B. für die Marienkirche nur ein paar Worte. Mit einem kurzen Besuche ist sie abgetan. Jetzt läßt er sich ausführlich darüber aus. Die Berichtigung gibt also in der Hauptsache die Eindrücke seines zweiten Aufenthalts in Danzig, Mitteilungen, die im Tagebuche der

ersten Reise nicht enthalten sind. Einige davon seien im folgenden auszugsweise und in Übersetzung mitgeteilt:

„Ich habe in der ganzen Stadt nur ein einziges Haus gefunden, das in einer großartigen und regelrechten Art erbaut ist, nämlich beim Ausgange des Fischertors zur linken vor dem Vorstädtischen Graben. Alle anderen haben nur höchstens 3 Fenster Front und sind in gothischem Stil erbaut, selbst diejenigen, die ganz neuen Datums sind. Alle eigentümlich farbig angestrichen.

An den Häusern des Herrn

Mniszich (Mniszech, ehemaliges Gouvernementsgebäude auf Langgarten) und des russischen Gesandten habe ich nichts schönes gefunden. Das erstere besteht nur aus einem Erdgeschoß und hat nur in der

Mitte eine Etage über dem Eingang. Es ist weder mit Säulen noch mit Pilastern geschmückt. Das andere ist weiter nichts als ein

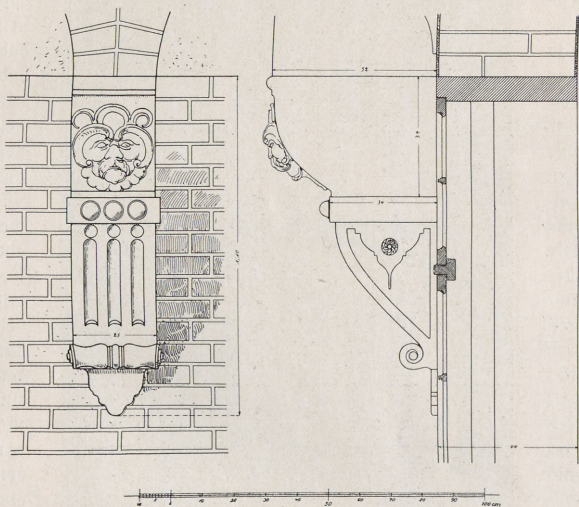
großes Haus von ziemlicher Breite mit 2 Flügelgebäuden, die mit dem Mittelbau nicht zusammenhängen. Es ist ebenso wie das erste ohne architektonischen Schmuck. Der Toreingang ist in sehr schlechtem Geschmack verziert.

Portal und Treppe des Rathhauses stehen zu sehr im Gegensatz zu dem übrigen Bauwerke. Das Gebäude selbst ist gothisch und die Schmuckteile griechisch. Wenn es umgekehrt wäre, würde man es natürlicher finden. Im übrigen hat das Portal eine ganz nette Wirkung, nur die Figuren, die die Balustrade des Aufgangs tragen, sind viel zu kurz und passen nicht an diese Stelle. Konsolen würden hier genügt haben. Ihre Formen lassen auch erkennen, daß der Bildhauer (Daniel Eggert 1766) mehr Talent hatte für Ornament als für Figur, was auch seine

Statuen im Garten von Kleinhammer bestätigen. In der Börse gibt es mehrere sehenswerte Dinge. Aber es ist sehr schade, daß die Herren Kaufleute das alles verkommen lassen. Es liegt eine dicke Schicht Staub und Schmutz auf allen Bildern, sodaß man kaum den dargestellten Gegenstand erkennen kann. Bei einigen war es mir überhaupt unmöglich.

Wie man etwas über den Gegenstand des Bildes nahe beim Ofen sagen kann, das die christliche Kirche darstellt, begreife ich nicht. Man kann gar nichts sehen vor Staub. Ich bin

zu allen Tageszeiten da gewesen, um zu versuchen, ob ich etwas erkennen könnte, und immer vergeblich. Man mußte durch Herrn Schulz, wenn man ihn einmal wieder dorthin bekäme, oder durch eine ähnliche Kraft in Danzig dieses Gemälde reinigen lassen, ebenso wie mehrere andere in der Nähe hängende besonders das direkt daneben, von dem ich absolut gar nichts



Alt-Danziger Höfe

Abb. 8: Konsole am Hofgebäude Langgasse 30

aufgen. von Dipl. Hoffmann

erkannt habe. Das schönste Gemälde ist das von Anton Müller (Möller), das die Verdamnung der Sünder darstellt. Es ist eine großartige und reiche Komposition, voll allegorischer Figuren. Aber es wird bald ebenfalls verdorben sein, da es der Sonne sehr ausgesetzt ist.

Das Gemälde von Jean van Eyck (das Jüngste Gericht von Memling) ist ohne Zweifel in vieler Hinsicht ein ausgezeichnetes Werk. Für oder gegen die Autorschaft des Meisters kann ich mich nicht entscheiden, da ich keine Werke der Brüder van Eyck gesehen habe. Aber ich kann nicht glauben, daß der erste, der mit Ölfarben gearbeitet hat, sie gleich mit solcher Meisterschaft und Feinheit gebraucht hat. Jedenfalls ist es in Öl gemalt, obwohl Herr Lengnich daran zweifelt, weil es auf einen Kreidegrund gemalt sei. Das

will nichts besagen, da man ja viele alte Stilder mit einem gleichen Grunde findet . . . Die Charaktere aller Köpfe (auf dem Memlingschen Bild) haben große Ähnlichkeit mit denjenigen in den Werken Albrecht Dürers und noch mehr mit denen Lukas' van Leyden. Überhaupt kommt das Bild sehr der Art des letztgenannten Meisters nahe sowohl in Zeichnung wie Kolorit, Gewändern usw. Aber es ist weit mehr durchgearbeitet als alles, was ich jemals von diesem

gesehen habe. Was die Zeichnung betrifft, so ist es richtig, daß sie nicht korrekt ist. Alle Proportionen sind zu lang, ausgenommen die der Köpfe, Hände und Füße. Aber es herrscht eine große Wahrheit in allen anatomischen Einzelheiten bis ins Kleinste und eine vollendete Schönheit im Bau der Körper. Alles scheint nach den schönsten Modellen gemacht zu sein, und es ist nicht die ideale Schönheit der Antike, sondern eine natürliche Schönheit. Die Hände und Füße sind, wie sie vollkommener nicht sein können, ebenso wie die Nase und Ohren, die man nur zu oft vernachlässigt. Das Kolorit ist wahr, aber nicht schön, im Fleishton etwas monoton, in den Gewändern schön, aber oft zu stark und ungebrochen farbig, so daß dem Ganzen die Harmonie fehlt.

Die Komposition ist so, wie man sie an den Bildern dieser Zeit zu sehen pflegt, und so auch die Gesamtwirkung. Da man die Wirkungen des Hellsdunkels und der großen Licht- und Schattenmassen noch nicht kannte, kann diese Menge von nackten Figuren zwischen weißgekleideten Engeln und schwarzen Teufeln nur eine gewisse Verwirrung erzeugen, besonders wenn man das Bild von unten sieht (es hängt etwa 6 Fuß über der Erde).

Das Bild ist von jemand restauriert worden, der sich die Freiheit genommen hat, seinen Namen darauf zu setzen. (Christoph Kray.) Glücklicherweise hat er nicht viel daran gemacht, und man kann leicht die Stellen erkennen, über die seine ungeschickte Hand gegangen ist, z. B. an dem Kopf der Figur, die in der Wage des Erzengels Michael kniet. Dieser Kopf ist ganz neu gemalt, und zwar sehr schlecht. Es sieht aus, als ob er auf den Körper geklebt sei.

Ich habe sehr nach der Kapelle gesucht, die Steck (Andreas Stech) in Fresko ausgemalt haben soll, aber ich habe sie nicht finden können, überhaupt keine in Fresko, wohl aber mehrere in Ölen ausgemalte Kapellen. Man nennt das in Danzig „renovieren“, eine recht üble Methode. Der Maler, der mit dieser Aufgabe beauftragt wird, übergeht das ganze alte Werk derart, daß auch nicht ein Strich mehr davon zu sehen ist. So kann es wohl sein, daß unter den Kapellen einmal eine von Steck gemalt, dann auf die genannte Art erneuert worden ist und nun im Munde eines unwissenden

Kirchenvorstehers immer den Namen des ersten Künstlers behalten wird.

Im allgemeinen gibt es wenig gute Gemälde in dieser Kirche. Eins der besten ist eine Varnherzigkeit. Es stellt einen Baumstamm dar mit Ästen, an denen Bilder hängen, die Geschichten aus dem Evangelium widergeben. Dies Gemälde ist 1617 (1607) von Anton Möller gemalt und der Kirche von Ambrosius Kämmerer und einigen anderen Leuten gestiftet. Es ist ebenfalls renoviert worden. Man findet auch noch ein anderes Gemälde desselben Meisters zwischen den Fenstern, nicht weit von der Türe zur Rechten, ein jüngstes Gericht darstellend. Die Gestalt des Engels Michael hat viel Ähnlichkeit



Alt-Danziger Höfe

Abb. 9: Hofarchitektur Breitgasse 57

mit derjenigen auf dem großen Gemälde des-
selben Meisters in der Börse.

Unter den Skulpturen sind in dieser Kirche
bessere Stücke als unter den Gemälden. Die
schönste Bildhauerarbeit ist ein Epitaph gegen-
über der hundertjährigen Uhr. Die neue Kanzel

ist sehr minder-
wertig. Sie ent-
spricht in ihren
Schmuckformen
ganz und gar
nicht der Er-
habenheit des

Ortes und
stimmt gar nicht
zu dem übrigen
Schmuck der
Kirche. In einer
Kapelle zur
Rechten des
Hauptaltars ist
eine Skulptur,
Christus am
Kreuz, von der
man einiges
Aufhebens
macht, beson-
ders betreffs
des Ausdrucks.

Aber ich habe
nichts be-
merkenswertes

daran entdeckt, im Gegentheil,
ich finde, daß der Ausdruck
mehr der eines Jesuiten als der
eines sterbenden Christus ist.
In der Dominikanerkirche gibt
es einige gute Altargemälde,
aber sie sind ganz verhunzt durch
die frommen Gaben in Form
von silbernen Blechschilden,
Kronen und ähnlichem, die auf
die Figuren der Gemälde be-
festigt sind. Alle übrigen sind
Kopien nach Kupferstichen, mit

Ausnahme einer Anbetung der Hirten, die im
Chor zur Rechten des Altars hängt, allerdings
zu hoch, als daß man mit Sicherheit beurteilen
könnte, ob es ein Original von Jacob Jordaens
ist. In der Sakristei jedoch beim Eintritt durch
erwähnten Chor zur Rechten ist ein ausgezeich-
netes Bild von Jordaens, die vier Evangelisten
in halber Figur, in der Mitte St. Johannes
im Gebet, über ihm ein Engel. Gesicht und
Haltung des Apostels sind vornehm. Die drei

anderen Apostel sind liebenswürdige Greise mit
sehr schönen Köpfen. Während meines Aufen-
halts in Danzig vollendete man zum Feste des
Heiligen dieser Kirche einen Altar zur Linken
des Chors mit plastischen Figuren aus der Ge-
schichte des Heiligen und seines Ordens, mit natür-

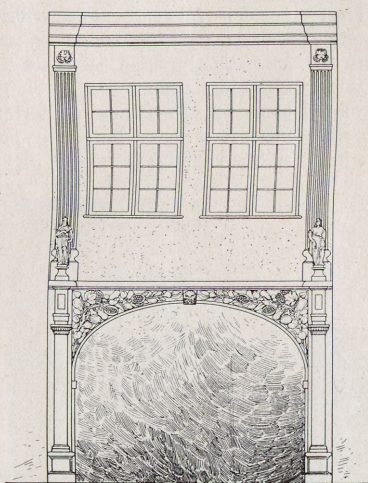
lichen Farben
bemalt und viel
Vergoldung, die
erkennen lassen,
wieviel Ge-
schmack man in
diesem Kloster
hat. Es sieht aus
wie ein Spiel-
zeug für Kinder.

Die Figuren
im Garten des
Geheimrats von
Rosenberg, die
von Meißner
nach seiner Toch-
ter gemacht wor-
den sein sollen,
sind nicht schön.
Da ich nichts
Hervorragendes
von diesem
Meistergesehen
hatte, glaubte
ich, daß er sich
überhaupt nicht

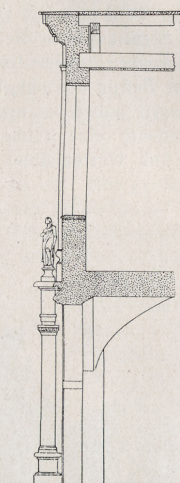
eines Modells bedient habe. Ich
war daher recht neugierig auf
besagte Figuren. Aber sie haben
mich wenig befriedigt, weder in
künstlerischer noch moralischer
Hinsicht. Sie sind schlecht und
plump, in den Stellungen unfein
und ohne Grazie. Ich sah mit
Entrüstung, daß ein Vater seine
Tochter zu einer Sache ge-
braucht, zu der man überall
Wesen findet, die um Geld für
alles zu haben sind, und der

unanständig genug gesinnt war, die Statuen nicht
vor der Welt zu verbergen, und wenn nicht die
Statuen selbst (das wäre schwierig gewesen), so
doch den Namen seines Modells.

Ich kann das Gegentheil behaupten von dem, was
Herr Bernoulli von der Gastfreundschaft und Höf-
lichkeit meiner Landsleute sagt. Ich habe 4 Monate,
Juni, Juli, August und September, in Danzig zuge-
bracht und mußte oft Einladungen ablehnen, da sie
mich in meiner beruflichen Tätigkeit hinderten."



Ansicht

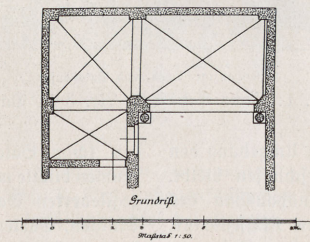


Seitenansicht

Alt-Danziger Höfe

aufgen. von cand. arch. Niklas

Abb. 10: Hofarchitektur Breitgasse 57



Grundriss

Alt-Danziger Höfe

aufgen. von cand. arch. Niklas

Abb. 11: Hofarchitektur Breitgasse 57

Alt-Danziger Land- und Gutshäuser

Von Hermann Phleps

Zur Zeit als es noch keine Schienenwege gab, gestalteten sich die Enthüllungen der verschiedenartigen Architekturbilder einer Stadtanlage viel allseitiger für den Beschauer, als wir es heute erleben dürfen. Dem auf dem Reitsperd oder im Reifewagen nahenden Ankömmling nickten — wenn wir uns das Danzig des achtzehnten Jahrhunderts vor Augen halten — aus reizvollen Gärten hervorguckend eine reiche Zahl einladender Land- und Gartenhäuser den ersten Gruß zu. Erst nach diesem freundlichen Willkommen vermochte man die Wallfore durchschreitend den Giebelreihen des Stadlinnern sein „guten Tag“ zu übermitteln. Heute wird man vor trostlosen, neuzeitlichen Zinskafernen aus dem engen Abteil des Eisenbahnwagens ins Freie gesetzt. So kommt es,

dah die ländliche Architektur der Umgebung den Augen des Fremden meist verschlossen bleibt. Und gerade der Danziger Landhausbau des Rokoko und des darauffolgenden Klassizismus, der sich außerhalb des beengenden Festungsgürtels freier als auf den schmalen Baustreifen der geschlossenen Häusermassen des Innern möglich war, ausleben konnte, verdient unsere Aufmerksamkeit in besonderem Maße und hält der Stadtarchitektur voll die Wage. Der eigenartige Ton, der sich aus diesen im Flachbau ausgeführten Häusern kundgibt, offenbart sich schon in den Vorstädten, wie am Hause Schäfererei Nr. 3 aus dem Jahre 1728 — dem Ende des Barockstiles — (Abb. 1). Mit seinem breitgelagerten Mansardendach, der Dreiteilung in ein Mittelrisalit mit zwei Seitenrisaliten und dem auffallend reichen,

steinernen Figureschmuck mahnt dieses Haus eindringlich an die Formensprache, wie sie damals von der höfischen Baukunst geübt und von der bürgerlichen nachgesprochen wurde. Aber trotz diesen Merkmalen bekommt das Ganze durch die Formung des Giebels und den an die Weischläge erinnernden Vorplatz einen leisen Anklang an den Danziger Dialekt. Wenden wir uns zur weiteren Umgebung der Stadt, hinauf zu dem malerisch gelegenen Piezkendorf, so fällt

unter den dortigen Landhäusern das an der Wegcke nach Müggau mit einem Ehrenhof vorspringende Zwergschloßchen besonders in die Augen (Abb. 2 und 3). Hier hatte sich in den siebenziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts Johann Wilhelm Up-hagen ein kleines Rokoko-paradies geschaffen. Aus

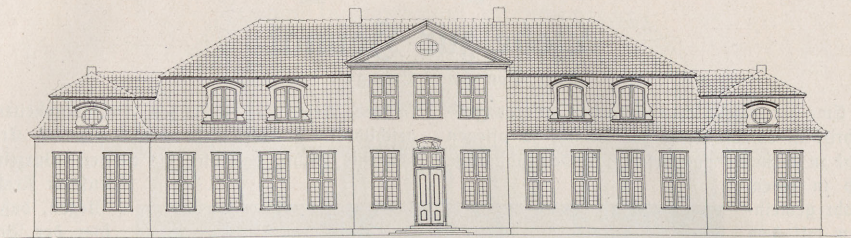


Alt-Danziger Land- und Gutshäuser

Abb. 1: Haus Schäfererei Nr. 3 in Danzig

den schon Sälchen zu nennenden Erdgeschoßräumen blickte man früher in einen architektonisch gegliederten Garten mit geschnittenen Hecken, Statuen, Gartenbänken und dergleichen. Heute sind von letzteren nur noch wenige Spuren vorhanden, auch die Ehrenhofsfassade und das früher sicher reich mit Stuckornamenten belebte Innere sind leider gelegentlich einer neuzeitlichen Wiederherstellung bezüglich der Formensprache grausam mißhandelt worden.

Unweit von diesem Kleinod liegt der Gutshof Müggau. Sein vielfach umgebautes Herrenhaus (Abb. 4–6) zeigt heute, mit Ausnahme der veränderten Vorlaube, fast unberührt die schlichten Formen des Klassizismus. Im Grundriß ordnen sich in zweckmäßiger Weise die Wohnräume mit der Küche um eine geräumige Vor-



Alt-Danziger Land- und Gutshäuser

Abb. 2: Maßaufnahme des Uphagenschlößchen in Pießkendorf

(nach einer Zeichnung des cand. arch. Maß)

halle und ähnlich im Obergeschoß die Schlafräume.

Bekannter als die vorigen sind die nach Oliva zu gelegenen, an den leichten Höhenzug angelehnten Pelonker Höfe, darunter der fünfte Hof den heute ein üppiger Baumbuch in märchenhafter Weise dem Auge entzieht. Im 18. Jahrhundert führte er, dem Stil seiner Anlage nach, den Namen „Englischer Garten“ und war wegen seiner schönen und seltenen Fruchtarten berühmt. Sein Wohnhaus (Abb. 7—9) besteht aus zwei Bauteilen, dem ursprünglichen Rokoko-Wohnhaus, welchem um 1800 ein besonderer Saalbau mit zwei übereinander gelagerten, mit lebhafter Erfindungsgabe und in künstlerischer Vollendung ausgeführten Sälen angefügt worden ist. Während der ältere Teil die reinen Formen des Danziger Rokokos aufweist — seine Giebelform findet man so oft in Danzig wieder — gibt sich

der jüngere viel weltbürgerlicher. Man glaubt ihn in Almanachen des Biedermeiers schon irgendwo abgezeichnet gesehen zu haben. Da diese Besitzung im Jahre 1805 von der Familie des Obersten Pirch in v. Franzius'schen Besitz überging, dürfte der letztere als der Bauherr des Saalflügels anzusehen sein.

Jenseits von Oliva liegt der Gutshof Ernsttal (Abb. 10—12) früher Wakershof genannt. Sein Wohnhaus zeigt in der Grundrißanlage und der Außenarchitektur viel Verwandtschaft mit Müggau. Trotz den wenigen abweichenden Merk-

malen besitzt es aber eine genügend scharf ausgesprochene persönliche Note.

Das dem Ernsttal benachbarte Schwabental (Abb. 13—15) stellt sich heute nach mehrfach überstandenen Umbauten wie das vorige ebenfalls im Gewande des Klassizismus dar — auch in seinem Grundriß gleicht es in vielem dem vorigen. Sinegegen besitzt es im Innern noch kostbare Reste der gerade in Danzig auf großer Höhe stehenden Stuckornamentik des Rokoko's.



Alt-Danziger Land- und Gutshäuser

Abb. 3: Das Uphagenschlößchen in Pießkendorf bei Danzig

Für uns haben alle diese Bauten mit Ausnahme der wenigen reichgegliederten neben anderem besonders darin ihren Wert, weil sie uns in so überzeugender Weise vor Augen führen, daß der wohlgefällige Eindruck eines Hauses nicht unbedingt abhängig ist von einem reichen Schmuck seiner Außenfronten und lebhaften Massengliederung seiner Aufbauten, sondern

daß schon eine schlicht-schöne Dachlinie, geschickt in die Flucht verteilte und in eigenartigen Verhältnissen gezeichnete Fenster genügen, um dem Ganzen, ohne abgedroschen zu sein, eine einladende und bebagliche Note zu geben. Und das soll ja der Hauptzweck des äußeren Gewandes eines Wohngebäudes sein. — Man wird beim Betrachten dieser Sachen gar leicht verleitet, den damaligen Baumeistern das alleinige Lob zu spenden, und vergißt dabei, daß in großem Maße die Kultur der Bauherren, die sich solches bauen ließen, für die Raum- wie Formgestaltung maßgebend gewesen ist.

Liebe zur Heimat

Von Carl Lange

Eine der wesentlichen Aufgaben unserer Zeitschrift ist es, die Liebe zur Heimat zu pflegen und zu stärken. Aus diesem Grunde beabsichtige

ich in jedem Jahr gemeinsam mit dem

Danziger

Heimatbund,

der eine so

schnelle und

erfreuliche

Entwicklung

genommen

hat, ein um-

fangreiches

Sonderheft

über unsere

Heimat her-

auszugeben.

Wie stark

diese Fragen

nach dem

Krieg in den

Vordergrund

getreten sind

— ich nenne

hier nur Schule, Sport, Jugendvereine und die

durch Abstimmung und Trennung begründeten Zu-

sammenschlüsse — wird eingehend von führenden,

in der Bewegung stehenden Persönlichkeiten

geschildert. Immer mehr bricht sich die Er-

kenntnis Bahn, daß hier die tiefsten Wurzeln

unserer Kraft

liegen, daß

hier der Bo-

den ist, auf

dem wir auf-

bauen müssen,

daß wir hier

ein Ziel vor

Augen haben,

das uns über

alle Parteien

und alle Eigen-

brödeleien

hinweg zu

einer leider

verloren-

gegangenen

Einigkeit zu-

sammenfüh-

ren und zusam-

mensschmelzen

kann. Die Be-

deutung des

deutschen Volkstums — ich erinnere nur an

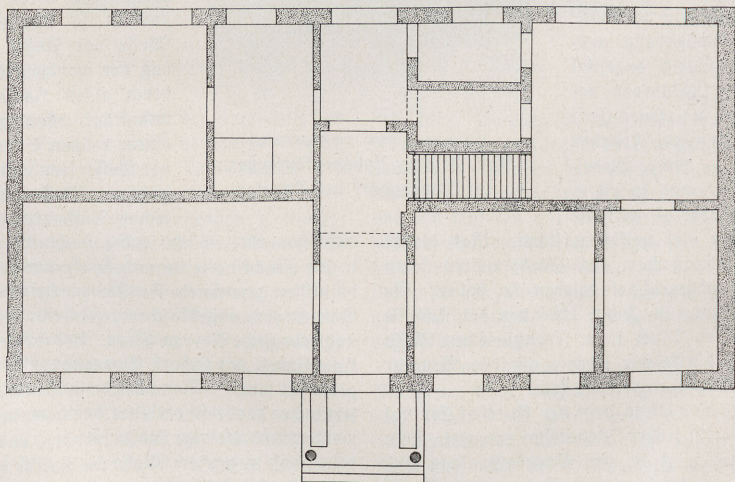
Walter von Moles einleitenden Aufsatz im

letzten Heft — muß wieder voll erkannt werden.



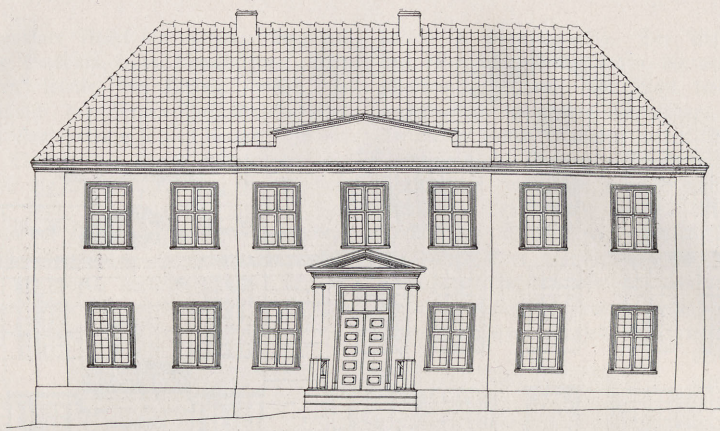
Alt-Danziger Land- und Gutshäuser

Abb. 4: Gutshaus Müggau bei Danzig



Alt-Danziger Land- und Gutshäuser

Abb. 5: Grundriß des Gutshauses Müggau



Alt-Danziger Land- und Gutschäuser

Abb. 6: Maßaufnahme des Gutschauses Müggau in seiner ursprünglichen Gestalt
(nach einer Zeichnung des cand. arch. Maß)

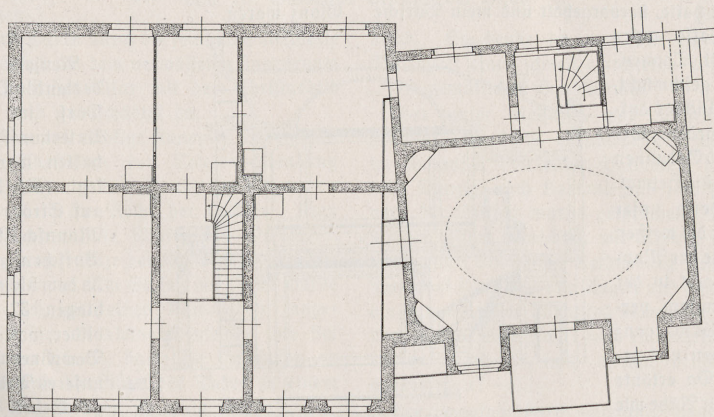
Wir müssen seinen inneren Wert und seine hohen Aufgaben für die Gesundung unseres Volkes klar sehen.

Die wirtschaftliche Lage unseres Volkes erschwert das Reisen immer mehr. Das Volk ist auf die engere Heimat angewiesen. Das kann zum Segen werden, wenn wir aus dieser Not eine Tugend machen. War es doch vielen Deutschen früher wichtiger die Schweiz oder Italien zu kennen als die Schönheiten der Heimat! Reisen und Wanderungen in der näheren Umgebung werden oft zu Entdeckungsfahrten. Wir erleben das häufig bei uns im Osten, wenn

der Rheinländer oder Norddeutsche über die Mannigfaltigkeit und den landschaftlichen Reichtum unserer Heimat verwundert ist.

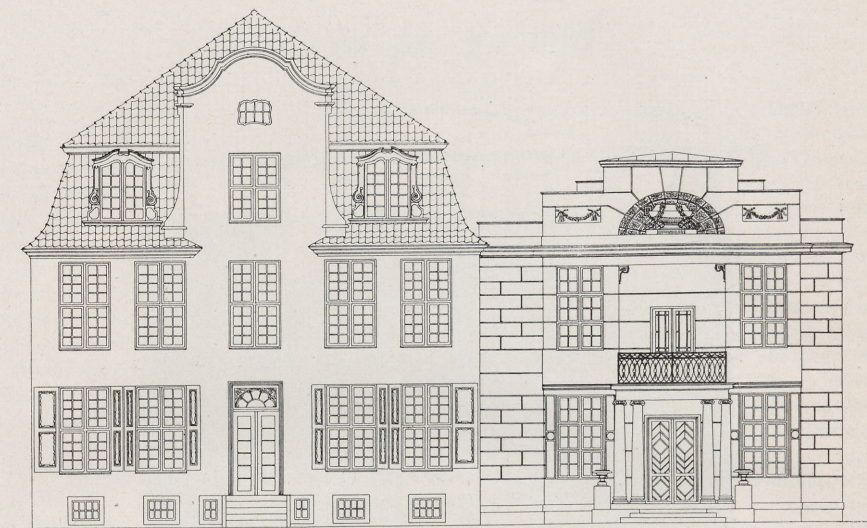
Aber auch das Kennenlernen anderer Länder hat seinen Vorteil, dem wir uns nicht verschließen wollen. So hat der Krieg vielen Deutschen durch Vergleiche mit den fremden Ländern, die sie durchwanderten, die Augen geöffnet.

Erlebnisse, die sich mir fest ins Gedächtnis einprägten, beweisen die starke Heimatliebe des Deutschen.



Alt-Danziger Land- und Gutschäuser

Abb. 7: Grundriß des Hauses Pelonkerhof Nr. 5



Alt-Danziger Land- und Gutshäuser

Abb. 8: Maßaufnahme des Hauses Pelonkerhof Nr. 5

(nach einer Maßaufnahme des cand. arch. Holth)

1.

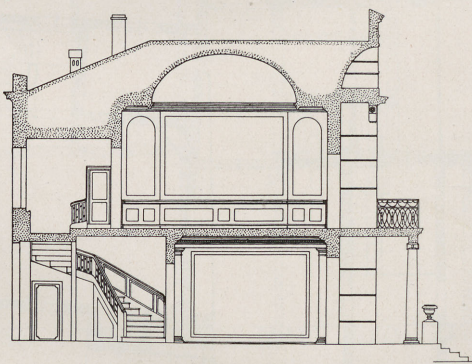
Es war Weihnachten 1914. Ich fuhr mit meinen Leuten und einem Major, den ich erst am Tage vorher kennen gelernt hatte und der nach seiner Verwundung wieder zur Front fuhr, nach Polen hinein. Die Dämmerung lag über den weißen Feldern. Heilig Abend hielt der Zug in der Nähe von D. Der Major hatte einen kleinen Weihnachtsbaum, den ihm seine Familie eingepackt hatte, hervorgeholt und mein Bursche Rudolf hatte unser Abteil mit Tannenzweigen geschmückt, an denen Lichter aufgesteckt wurden. Gespräche und Gedanken führten in die Heimat. Oft wanderte unser Blick über die weißen Weiten, die der Mantel der Nacht in der Ferne langsam verschleierte. Es war ganz still zwischen uns geworden. Da ertönte aus nächster Nähe wie ein Gruß aus der deutschen Heimat das Lied: „Stille Nacht,

heilige Nacht.“ Meine Leute hatten sich heimlich um unseren Wagen versammelt.

Die Kerzen an den Tannenzweigen leuchteten noch tiefer, die Dunkelheit, die uns nun noch enger umhüllte, war wie ein Freund gekommen, der unsere Ergriffenheit und unsere Tränen wie ein Heiliges in sich aufnahm. Aber das geheimnisvolle Weben dieser Nacht zauberte Bilder vor unsere Augen, die voller Licht und Glanz waren.

2.

Neujahr in Feindesland! Das kleine Dorf, in dem wir Unterkunft gefunden hatten, war stark belegt. Wir lagen dort auf Stroh: Offiziere, Mannschaften und Burschen zusammen. In dem kleinen Raum hingen 32 Heiligenbilder, vor denen die Bewohner ungeachtet unseres Beiseins lange Gebete vor sich hinhurmelten. Um Mitternacht ertönte Gesang. Als wir in



Alt-Danziger Land- und Gutshäuser

Abb. 9: Schnitt durch den Saalbau des Hauses Pelonkerhof Nr. 5

(nach einer Zeichnung des cand. arch. Holth)

die sternenklare Nacht hinausstrafen, stieg das kraftvolle Gelöbniß einer Kapelle, die „Lobe den Herrn“ spielte, zum Himmel empor. In das Geräusch des fernen Infanteriekampfes erschollen Neujahrsrufe zu uns herauf. Zu den silbernen Sternen der klaren Winternacht gesellen sich die Leuchtkugeln, die in all ihrer Schönheit dem Tod geweiht waren. Das Schönste in der Nacht war aber doch das „Nun danket alle Gott“, das von uns allen aufgenommen, sich weiter fortpflanzte und wie ein Bekenntnis über die weite nächtliche Schneelandschaft erklang.

3.

Am Kirchturm von B. lagen die Gräber vieler gefallener Krieger. Reihe fand sich zu Reihe. Die Kreuze, die Regiment, Namen, Stand und Todestag angaben, waren schlicht und einfach, aber mit Liebe und Sorgfalt errichtet. Die hochaufragenden Mauern waren durch die feindliche Artillerie stark beschädigt. In dem verwüsteten Innenraum stand nur noch der Altar mit dem Christusbild unversehrt und unbeschädigt da.

Der tapfere und tüchtige Kanonier Browaczik, der beim Ausblicken der Telefonverbindung einen Kopfschuß von der Flanke her bekommen hatte, verneigte die Reihe der Gräber. Kurz und knapp waren die Worte des Predigers. Selbstgebundene Kränze der Kameraden schmückten das Holzkreuz. Am Schluß der Feier wurde das Lied „Ich hatt einen Kameraden“ angestimmt, das für die kleine Gemeinde, die sich hier versammelt hatte, durch die Gedanken an die Heimat und die Nähe des Todes zu einem tiefen und ergreifenden Erlebnis wurde.

4.

Unser Abmarsch war befohlen. Das war der Abschluß eines mehr als vierteljährigen Ausent-

haltes im Stellungskrieg. Der Abschied von den behaglichen Unterständen, die wir uns geschaffen hatten, war nicht leicht, trotzdem wir uns freuten, eine andere Verwendung zu finden. In diesen letzten Monaten waren Walddörfer und künstliche Bauten entstanden, die einem Architekten zur Ehre gereicht hätten. Bei manchem Truppenteil wurden diese selbsterrichteten Wohnräume Sehenswürdigkeiten, die wegen ihrer Eigenart und Schönheit ihren besonderen Ruf bekamen. So erinnere ich mich an eine thüringische Truppe, die mit seinem Geschmack Häuser im Heimastil errichtet hatte,

deren Gärten mit Birkenzäunen umgeben waren. Jedes Haus hatte einen Namen, der an die Heimat erinnerte. So erkannte man häufig den Nord- und Süddeutschen, der in der Fremde eine Verbindung mit seiner Scholle suchte. Auch der Humor kam bei diesen Bauten zum Aus-



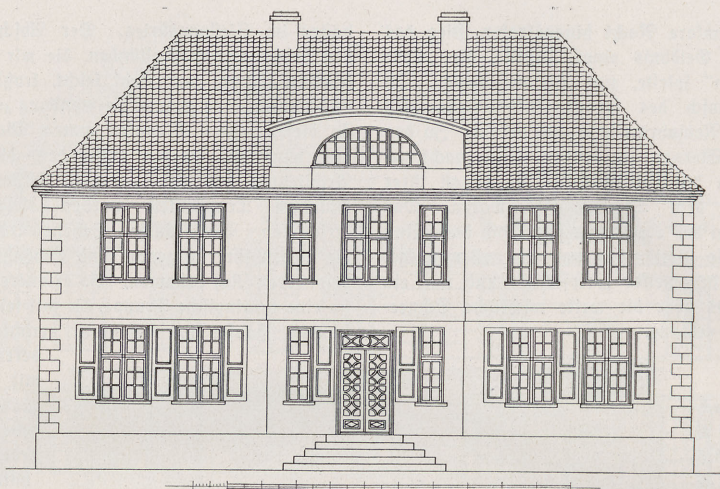
Alt-Danziger Land- und Guts Häuser

Abb. 10: Guts Haus Ernsttal bei Oliva

druck. So denke ich noch der empfehlenden Überschrift eines schnell errichteten Wirtshauses „Zum gemütlichen Landstürmer“.

Aber unser Reiseziel war natürlich nichts bekannt. Gerüchte verschiedenster Art waren im Umlauf. Von einer Verladung des Korps nach Danzig, nach Kurland und schließlich noch nach der Türkei wurde gesprochen. In mehrfähriger Fahrt erreichten wir Thorn, Allenstein und unsere Endstation Reidenburg. Unsere erste Ausfahrt stand uns vor Augen und jene Fragen, die damals unser Innerstes bewegten: Wirßt du noch einmal diese Fahrt nach rückwärts antreten dürfen, wirßt du noch einmal deine Heimat wiedersehen? —

Der Zug fuhr durch vertraute Gegenden, die uns wie mit liebenden Händen aufnahmen. Schöner nur erschienen uns die Bilder der sommerreifen Acker und Felder, der freundlich



Alt-Danziger Land- und Guts Häuser

Abb. 11:
Maßaufnahme des Gutshauses Ernstthal
(nach einer Zeichnung des cand. arch. Holz)

grüßenden Dörfer und Städte der uns reich beschenkenden Heimat. Bei dem Überschreiten der Grenze wurden Heimatlieder angestimmt, die sich mit Windeseile fortpflanzten. Bald tönte der Gesang wie ein starkes, gemeinsames Bekenntnis.

5.

Oft machte ich Abends in der Dämmerung meine einsamen Spaziergänge. Mein Weg führte mich zu Kapellen und Friedhöfen. Selten nur fand ich Gleichgestimmte. Während des

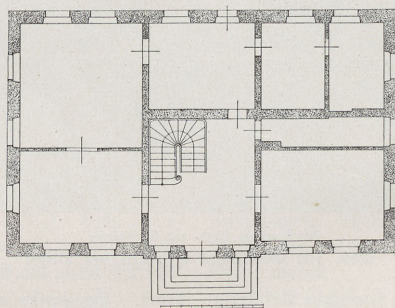


Abb. 12: Grundriß des Gutshauses Ernstthal

Vormarsches war die still gelegene Kirche im Dorf P. mein Ziel. Ein Pionier saß dort auf einem Grabstein und zeichnete die eigenartigen Formen des kleinen Kirchturms in sein Skizzenbuch. Wir kamen ins Gespräch. Der Zufall unseres Zusammenfindens und die Dämmerung ließ jede Scheu zueinander fallen. Es sprach Kamerad zum Kameraden von inneren Erlebnissen. In dem Skizzenbuch fand ich Entwürfe und Zeichnungen, die mit dem Beruf des Mannes, der Tischler war, in irgend einer Beziehung standen. Als Pionier hatte er in vorderster Linie bei Brückenbauten und Sprengungen seine Pflicht bis zum Letzten erfüllt. Ich war erstaunt über die feine Auffassungsgabe und die ernststen Gedanken, die er immer wieder

befonte und zum Ausdruck brachte: „Ich habe nie so stark und dankbar an meine Heimat und Familie gedacht als in dieser Zeit. Jetzt habe ich sie erst richtig schätzen und bewerten gelernt. Was haben wir uns manchmal um Kleinigkeiten gesorgt und gezankt. Wie reich waren wir doch damals!“ Diese Worte waren wie ein Geschenk, das mir der Abend gab. Allein geblieben schrieb ich mein Gedicht „An die Gefallenen“, das ich diesem Menschen, den ich weder

noch sonst irgend etwas von ihm weiß, und den ich auch nie wieder gesehen habe, verdanke.

An vielen Gräbern hab' ich gestanden
in fremdem Landen
und habe in Namen und Inschrift gelesen
vom deutschen Wesen.

Aber den Kreuzen steht ein Gebot:
Groß und heilig ist euer Tod! —
Ihr, die ihr alles gegeben,
Keiner kennt eure letzte Not,
Keiner, der noch am Leben.

Wir wissen nur: dort unten still
liegt einer der Unsern begraben.
Wir wissen nicht, wie großes Glück
Menschen verloren haben.

Tausend Fäden sind es, die uns mit dem Tode und der Heimat verbinden. Was ich von Felderlebnissen sage, das haben wir auch von den Auslandsdeutschen und Gefangenen gehört, die in ihrer Abgeschlossenheit Schwerstes erdulden und er-leiden mußten und doch in ihrer Ge-sinnung der Heimat treu blieben. Nicht erwähnt habe ich hier die Soldaten-heime, Biblio-theken, Büchereien u. Theater, — Einrichtungen, die auch eine Brücke zur Heimat bil-deten. Der Wert der Zei-tungen und Zeitschriften,



Alt-Danziger Land- und Gutshäuser

Abb. 13: Gutshaus Schwabental bei Oliva

vor allen Dingen auch der Kriegszeitungen, die in der vordersten Front am meisten ersehnt wurden, sei nicht vergessen. Da ich bei den Bibliotheken die vorbildliche Organisation der „Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung“ und des „Quik-

born“ erwäh-nen möchte, so will ich auch die Verdienste des Dürerbun-des streifen. Auch Lied und Gesang haben ihre hohe Auf-gabe für die Zukunft un-seres Volkes.

Dieses Be-wußtsein in die Herzen der Jugend einzupflanzen, ihr das rechte Ziel in unserer ver-materialisier-ten Zeit zu geben, ist un-serere Pflicht. —

Eine Weihnachtsbescherung

Von Jenny Wülf-Bulcke

Es war Weihnachtsabend, und unter einer dicken Schneedecke, die im Scheine der untergehenden Sonne noch funkelte und glitzerte, lag das Werder. Überall rüstete man zur Besche- rung in den großen Höfen wie auch in den Katen. Stall und Scheune waren von den Leuten schon verlassen, und die Mägde in der Küche legten den Feßtschmuck, bestehend in reinen Kappen und Schürzen an, um, wenn der Baum brannte und sie mit ins Wohnzimmer gerufen wurden, doch ordentlich zu erscheinen. Aber eine halbe Stunde hatte es noch Zeit, für die Kinderwelt kaum zu überstehen. Gelangweilt schritt Willy auf dem festgetretenen Fußstege des Hofes entlang. Da sah er die Schweine-marie am Dunghaufen sitzen und grüne frische Tannenreiser aus dem Schnee zusammen lesen.

„Wat moakst du doar, wat wellst du met dem Struck?“

„Es dat nich schad, da se de schöne grote Telge (Äste) wegschmete häen? Eck war mi doarmet nu min Schienstall utpuke. Dat Veh sal doch uck weete, dat Helge Dag es.“

Willy nickte verständnisinnig.

„Wenn man dat Grön's ordentlich top bingt, kunn dat noch wie en Boom utsehe.“

Marie lachte verschmift.

„Dat hä eck mi uck all docht. Wenn eck blot däg starket Segelgarn (Bindsaden) had, wat eck hier hä, es alles to schwach. Dien Mutter verschlutt emmer jedwieder Beef.“ Und die starken Äste mit dem dünnen Faden zusammen schlän-gend, bewies sie Willy, daß sie die Äste damit nicht zusammenschnüren konnte.

Willys schwarze Augen starrten sinnend auf den Boden.

„Eck weet wat, dat krigt keen Düwel nich twei, oawer Vater wart schelle, wenn eck dat nehm.“

„Wat es dat?“

„De Schnor, an der de Gewichterfeh von de Klock hänge.“

„De kannst du doch nich nehme, denn steiht joa de Klock!“

„Na, eck nehm blot de vonne Schloagewicht, dat markt keener so fluck“ (schnell).

„On wenn dien Vader dat markt, kriggst du Schacht (Schläge). „So es he nich, he schellf woll en beef, oawerschloahne deist he nich!“

Ganz mutig verschwand Willshim Hause, um nach wenigen Minuten mit der erbeuteten Uhrschnur und einer Faust voll Wachlichtchen zurückzukehren.

„So nu komm, nu well wi för uns Schwienkes e schönen Boom moaken.“

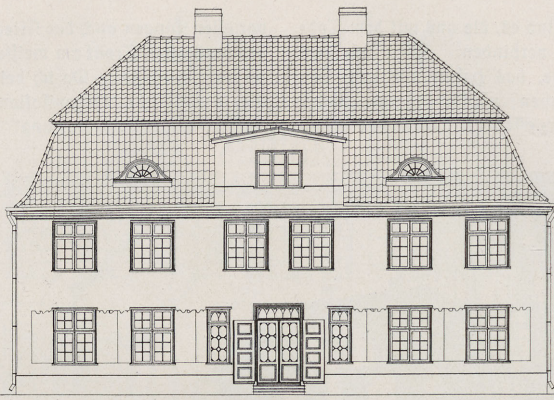
Das feste Zusammenschnüren der Äste und Aufstecken der Lichtchen ging schnell von statten. Dann holte Marie noch Streichhölzer aus der Küche und vergnügt liefen die Kinder nun dem Schweinefall zu.

„Nu hoal en Füeremmer met en beef Erd, dat wi de Boom good fast stellen käne,“ kommandierte Willsh. Und als der Baum nun leidlich stand und die Lichte brannten, trugen sie ihn zusammen den Schweinen vor die Tröge.

Ein großes Gequieke und Gegrünze erhob sich.

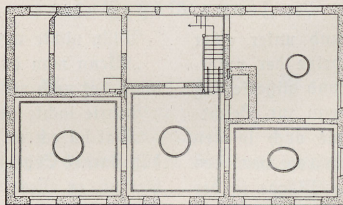
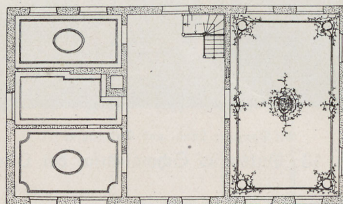
„Hörsch, wie se sich freue.

Wenn de Farkelkes so quieke, das es, as wenn wi lache,“ sagte befriedigt Marie.



Alt-Danziger Land- und Gutshäuser

Abb. 14: Maßaufnahme des Gutshauses Schwabental
(nach einer Zeichnung des cand. arch. Mrozek)



Alt-Danziger Land- und Gutshäuser

Abb. 15: Erd- und Obergeschoßgrundrisse
des Gutshauses Schwabental

In der Freude, den Schweinen Weihnachten gemacht zu haben, überhörten die Kinder nahe, schwere Schritte, bis eine dröhnende Stimme rief:

„Bälge, seid Ihr verrückt? Wollt Ihr mir den Stall anstecken?“ und Willshs Vater stand vor den erschreckten Kindern.

Schnell und behutsam drückte er die Lichtchen aus. „Daß Ihr noch so dumm seid, hätte ich nicht geglaubt. Ei, wenn die Halme, die hier vom Heuboden hängen, Feuer gefangen hätten, wäre der ganze Stall in Flammen aufgegangen. Was dachtet ihr Euch eigentlich?“ —

„Uns taten die Schweine leid, die so keinen Weihnachten hatten!“ Willsh einen Kagenkopf verkehrend, unterdrückte der Vater ein Lächeln. „Marfch rein mit dir, sei froh, wenn du selbst heute noch ein Weihnachts-geschenk bekommst!“

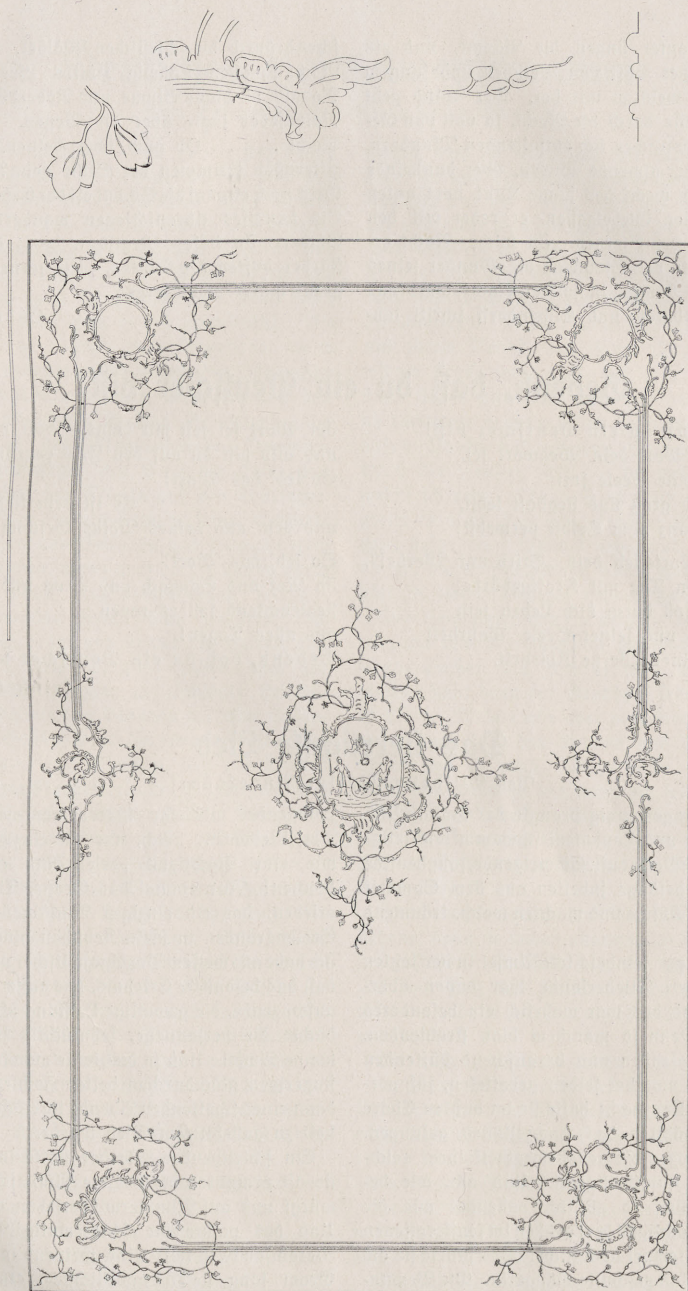
Doch, o weh! Als die Bescherung glücklich vorüber war, da wurden Willshs Untaten an der Uhr entdeckt

und da bekam er eine Nachbescherung, die er doch lieber seinen Schweinchen gegönnt hätte.

Frühlingsnacht

So still ist es hier im Verggarden. Leise schloß sich die Tür hinter dem letzten Gast. Der Alte, der den Nachmittag mit mir von Krieg und Kriegsgeschrei geplaudert hatte, ist ins Haus gegangen, das Abendessen für die vom Acker heimkehrenden Mädchen zu besorgen. Ein letztes Sonnenrot über-

glutet die Hänge und läßt die Steildächer der Stadt tief unter mir purpurn aufleuchten. Glocken gehen darüber hin. Schwer, voll. Dann fällt die Dunkelheit langsam die Gassen. Der Fluß, der in anmutigem, weitoffenem Bogen die Häuser umflutet, verdämmert jacht. Aber lauter tönt sein



Alt-Danziger Land- und Gutshäuser

Abb. 16: Stuckdecke aus dem Obergeschoß des Gutshauses Schwabental
(nach einer Zeichnung des cand. arch. Mrozek)

Rauschen, lauter singen die Bäume, und ein schwerer, süßer Duft von Veilchen und jungem Buchenlaub weht zu mir her. Der Wind geht linde und leise durch die Nacht, so voll von Geheimnissen, von scheu sich entfaltenden Wundern. Er streift über atmende Wiesen, über dunkelnde Wälder. Er weckt das junge Blut dort unten in den grauen Giebelgassen, er redet mit den Wolken und den Sternen. In solcher Nacht erblühten Erwin von Steinbach die Wunder seines Straßburger Domes, in solcher Nacht ward das Volkslied geboren, und Eichendorff schritt lau-

schend durch die schlesischen Wälder. In solcher Nacht quollen Ludwig Hölty's Lieder, suchte Novalis die blaue Blume, und Robert Schumann's Rosenfeder jagte über die Bogen. In solcher Nacht Ob auch über deinen Hügel die zitternden Stimmen der Stille gehn? Ob dein Geist noch einmal die Schönheit der Erde trinkt? — Ein dumpfes Uhrenschlagen wandert über die Dächer. In tiefen Registern harft der Wind; stärker duften die Blüten. Ein fernes Gewitter grohlt hinter den Bergen.

Ludwig Bäte

Gedenk, daß du ein Deutscher bist!

Gedenk, daß du ein Deutscher bist!
Daß dieses Wort dein Wegwort sei,
daran du deine Seele frei
und tief und groß und sieghaft lebst,
darein du ganz dein Selbst verwebst!

In diesem Worte leb' dein „Stirb und Werde!“,
umfasse jeden Tag mit Kraftgebärde!
Das Wort soll durch dich Leben sein
und Mensch und seiner Seele Wahrheit
und aller seiner Werke Klarheit.

Im Wort sei fest mit deinem Gott verbündet,
und also bist du auf den Fels gegründet!
So leb' das Wort!

Es ist dein tiefstes Glück
und dein und deines Volks Geschick!

So leb' das Wort!
In Not und Schmach und Trug und List
siegleuchtend soll es ragen
aus allen Tagen!
Gedenk, daß du ein Deutscher bist!

Reinhold Braun

Das herrlichste Lied

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf

Hochfrühlingswonnig prangte der Hain. Und sein Blüten- und Laubatem schwamm wie seligbetäubender Weibeduft, schwelgende, jungkeusche Nachtigallengesänge jubelten aus dem Sammet der üppigen Büsche und machten weich, träumend und feierstill.

Selbst die gar feinbesaitete Amsel in der letzten tiefdunkelnden Gliederlaube war davon überwältigt. Und das war wahrlich ein besonderes Wunder. Denn so manchem blau strahlenden, goldwarm kosenden und berauschend düftenden Lenztag und mancher seiden gebetteten, süß verträumenden Lenznacht hatte sie im bunten Chöre der Auserwählten das Hochzeitslied gesungen. Mit der ganzen Herzensbewegtheit ihrer reichgestimmten Kunstheiligkeit. Und ach, wie berückend! Aber so göttlich vollendet wie die begnadete Nachtigall dort drüben im fensteroffenen Jasminbuschtempel doch nicht! Das spürte sie als feinfühligste und geschulte Sängerin. Die Bewunderer hatte so etwas wie eine märchenunirdische Quellmilch, wie einen himmlisch blendenden Goldfluß in ihrer Kehle. Und der war unendlich be-

zwingender als ihr klarer, warmer, schöner Amselliedborn. „Ach, nur ein einziges Mal so wie eine Nachtigall perlen und goldspinnen können! Nur einmal das Große, Tiefpackende erleben, das ein einziges Nachtigallenlied aus Seelengründen in mein Kehlchen hineinzaubert! Ich habe aus weissem Vogelgezwitscher vernommen, daß das besondere Erlebnis, das außergewöhnlich aufwogende, die gewaltige Leistung schenkt.“ So dachte die versonnene, sehnüchsig schluchzende kleine Amsel. Und so dachte sie manchen sonnenfingerigen, glückdurchwirbelten Hochlenztag. Bis dann eines schaffenden Abends ihre süße Traurigkeit zu gallebitterm Weh wurde.

Ein schleichernder Marder hatte ihre heitere, sie oft ermunternde, herzige Amselschwester erwürgt und auf Nimmerwiedersehen verschleppt. Und das packte die schwermütig Veranlagte, Vereinsamte so tief. Und weinend in todbartem Gram sang sie ihr göttlichstes, ergreifendstes Lied. Keine lenzdurchbeete Nachtigall konnte es wunderbarer durch die staunenden Buschhallen singen.

Deutsches Heimatmenschtum

Eine Betrachtung von Reinhold Braun

Der Heimatmensch — das ist oberstes Gesetz — kann nur in der Heimat werden und nur durch sie, durch die Gesamtheit ihrer Kräfte. Zwischen Erde und Mensch besteht eine geheimnisvolle Beziehung wie zwischen Mutter und Kind. Diese Beziehung in ihrem Werte und ihrer seelen- und leibgestaltenden Kraft wird noch immer nicht hoch genug eingeschätzt. Am deutlichsten wird uns diese Beziehung, wenn wir einmal nebeneinander stellen: den Ostpreußen und den Rheinländer, den Westfalen und den aus dem Königreich Sachsen Gebürtigen, den Bayern und den Brandenburger, Pommern oder Mecklenburger, den Sohn der Heide und den Schwaben, den Friesen und den Thüringer. Jeder ist seiner Heimat Sohn in seiner Eigenart des Seelischen und Geistigen und teilweise auch des Körperlichen, wenn auch da die Linien durch Stammes- oder Rassenvermischung teilweise verwischt worden sind. Das Seelische und Geistige aber prägt uns immer die Heimat auf. „Wald und freie Vergluth haben mich zur Furchtlosigkeit erzogen, zu gläubiger Lebensfreude, zu dankbarem Staunen vor aller Schönheit, zur Wissenschaft von der ewigen Wiederkehr des Frühlings, zum Glauben, daß alle Torheit ein Umweg zur Klugheit sei, aller Schmerz ein Weg zur Freude!“ sagt der Dichter Ludwig Ganghofer.

Könnte so ein Kind einer Millionenstadt reden? Wir müssen an Hindenburg denken in der Geschlossenheit und Wucht seines herrlichen Charakters, in seiner ganzen Erscheinung. Er ist eben ein echter, urwüchsiger Sohn seiner Heimat. Ja, die Heimat erzieht und formt uns nach ihren eigenen Gesetzen. Wir müssen an Goethe denken. Fühlen wir auch bei ihm nicht die heimlichen Kräfte seiner Frankfurter Heimat? Dies wird uns besonders klar, wenn wir in seiner Lebensbeschreibung lesen. Wie warmherzig erzählt er von seinem lieben, alten Frankfurt. Können wir uns Goethe als einen Friesen zum Beispiel vorstellen?

An Peter Rosegger müssen wir denken, an den Waldbauernbuben!

An uns selbst wollen wir denken!

Was den echten Heimatmenschen besonders eigen ist und ihre Seele voll Eigenart — und Tiefe macht, ist das Heimatgefühl. Dieses aber wächst in unserm Innern wie eine Blume, die Sonne und Pfllege braucht und die immer

wächst, noch im Alter, und ihre Wurzeln immer tiefer in uns verankert. Heimatgefühl ist stets lebendig und nie fertig. Und das ist ein Glück für uns. Wir wachsen mit ihm. In toten Seelen aber verdorrt es, das Unkraut erstickt es. Es ist wie mit dem Samen des Reiches Gottes. Wie köstlich spricht Peter Rosegger von seinem Heimatgefühl: „Wenn mich die Welt entläßt aus ihrem Prunk, aus ihrem Lärm, aus dem wirren Kreise ihrer Lust, aus dem Wahnkreise ihrer Ehren und mich wohl gar bedauert, daß ich rückkehre in mein stilles Heim, welches keine andre Pracht hat als den Sonnenstrahl, der durch die Fenster fällt, — da weiß sie nicht, wohin ich gehe. Sie weiß es nicht, oder sie begreift es nicht, daß ich auf dieser Erde meinen ganz besonderen Himmel habe, und daß ich, so oft sie, die anspruchsvolle Welt, mich nicht festhält, in diesem Himmel wohnen darf.“

Der Heimatmensch wird stets ein Heimatfucher sein, wie alle Menschen, die mit wachen Sinnen leben. Sucher sind, und er wird ein Heimatfucher sein; denn der Grundzug seines Wesens ist Liebe. Diese Liebe aber verachtet das Halbe und Laue, sieht das Kranke und sucht es zu heilen, wo es kann. Diese Liebe aber opfert auch, und wenn es sein muß, sich selbst. Denn: „Deutsch sein“, heißt: „Sinnen, ringen, schaffen, Gedanken sä'n, nach Sternen spä'h'n und Blumen zieh'n. Doch stets in Waffen für das bedrohte Eigen steh'n.“

Die Heimatmenschen sind Menschen des Verstehens; denn sie suchen unermüdlich ihre Heimat zu verstehen. Sie sind stolz auf ihre heimische Art und stolz auf die Stätte, da sie geboren wurden, und sie werden nie ihre heimische Art verleugnen.

Sie wissen, daß das goldne Tor zur Heimat — auch zur ärmsten und ödesten — die Liebe ist. Und sie wissen die Wahrheit des Wortes: „Der echte Mensch muß seine Heimat lieben, auf daß er und sein Geschlecht stark sei!“ (Schönherr in „Glaube und Heimat“.)

Heimatmenschen sind Menschen des Hauses und der Familie. Kann's denn anders sein, da Liebe der Grundzug ihres Wesens ist?

Sie sind die Menschen, von deren Herzen der Dichter singt als dem „hellen Edelstein von köstlich hoher Art“. Ja, das treue, deutsche Herz ist ihnen eigen!

Sie sprechen:

„Deutsch sein, heißt stark sein,
 zähe und hart,
 gilt's zu beschützen
 die alt' deutsche Art“,

und weiter:

„Laßt uns Deutsche sein und bleiben:
 Deutscher Handschlag steht uns wohl!
 Was wir denken, reden, schreiben,
 das sei deutschen Herzens voll!“

Sie sind Charaktermenschen, sind Festigkeit und Bodenbeständigkeit!

Solche Menschen aber haben wir bitter not für die Zukunft; denn nur ein bodenbeständiges deutsches Volk vermag kraftvoll zu bleiben, höher sich zu leben und den Stürmen der Zeit zu trotzen. Den deutschen Eichen müssen wir gleich sein!

Heimatmenschen sind Menschen der großen Ehrfurcht: Ehrfurcht vor Gott, Natur und Mensch. — In allem Walten und Weben bis in die kleinsten Verzweigungen hinein spüren sie das Wirken des Göttlichen. Sie sind Menschen, die mit beiden Füßen auf der Erde stehen, aber sich in die Seele den Hauch der Höhe wehen lassen. Sie sind es auch, die aus gläubigem Herzen den Himmel — denn dieses Wort ist von Heim oder Heimat abgeleitet worden — die ewige Heimat nennen. So sind sie auch Menschen einer wahrhaftigen Lebensbejahung; denn sie fassen ihr Leben als ein göttliches Geschenk auf. Selbstverständlich ist es, daß sie Ehrfurcht vor der Natur haben, als einer Schöpfung Gottes; daß sie ehrfürchtig und immer voll neuem Staunen durch die Natur ihrer Heimat schreiten, aber auch mit liebender, verständnisvoller Seele sich in die Natur anderer Heimatbezirke zu versenken wissen. Sie haben Herzen, die sich noch wundern können, die noch vor dem kleinsten Blümchen als vor einem Wunder stehen. Sie sind auch voll ehrfürchtigen Empfindens vor den Menschen. Haß ist ihnen unbekannt; aber heiliger Zorn erfüllt sie, wenn sie das Ebenbild Gottes verspottet sehen, oder wenn es selbst von unwürdiger Gefinnung ist. Ehrfurcht wohnt in ihnen vor dem geschichtlich Gewordenen und der Lebensentwicklung ihres Volkes. Vaterlandslosigkeit gilt ihnen als Schande. Denn Vaterlandslosigkeit geht Hand in Hand mit Ehrfurchtslosigkeit. Bedarf es nun noch der Erwähnung, daß sie die wahrhaft innerlichen Menschen sind? Sie sind's, von denen der Dichter spricht: Sie führen die Erde dem Himmel

entgegen; denn alles an ihnen ist Größe und Segen. Ein Wort sagt, der Deutsche bleibt am längsten Kind, von den Franzosen und Engländern kann man das keineswegs behaupten. Nur die guten Menschen vermögen am längsten Kind zu bleiben, und die Heimatmenschen bewahren sich am längsten dieses Kindsein. Daher kennen sie auch die echte Freude. Den sogenannten Freuden der Welt stehen sie mit dem Lächeln dessen gegenüber, der weiß, was wahre Freude ist. Sie wissen auch tausend Freuden zu finden, die keiner haben will, oder an denen die meisten achtlos vorübergehen. Sie wissen sich den grauesten und schwersten Alltag durch kleine und kleinste Freuden hell zu machen. Ihre Seele ist immer einfach und schlicht. Darum ist ihnen alles Prohende und Prunkende ein Gräuel. In ihrem ganzen Leben ist Schlichtheit und Gediegenheit. Eine Frau, die ein wirklicher Heimatmensch ist, wird niemals Modedame sein. Sie hängen also niemals am Äußerlichen, weil alle Freude tief in ihnen ist. Goethes Mutter z. B. war solch ein Heimatmensch. Sie schrieb einmal an ihren großen Sohn: „Es gibt doch viele Freuden in unseres Herrgotts seiner Welt, nur muß man sich aufs Suchen verstehen — sie finden sich gewiß, — und das Kleine nicht verschmähen. Wie viele Freuden werden zertreten, weil die Menschen meist nur in die Höhe gucken. Und was zu ihren Füßen liegt, nicht achten.“ Heimatmenschen sind naturgemäß auch die besten Freudenspender. In ihrer Gesellschaft zerstreut man sich nicht, sondern sammelt sich und geht als der innerlich Beschenkte davon. Über dem Leben dieser Menschen aber steht das Alte: „Frisch, fromm, fröhlich, frei!“ Darum suchen sie auch alles Dunkle und Graue aus dem Leben ihres Nächsten fortzuschaffen. Ihre Muttersprache ist ihnen das, was dem Fisch das Wasser ist. Der Heimatklang schwingt in ihnen und klingt in ihrer Rede, so lange sie leben, und würden sie in einem fremden Lande uralte werden; denn der Heimatklang stirbt nur in den Flachen und denen, die man schon im Leben als Tote bezeichne. Sie sind die rechten Eiferer gegen alles Welsche und für alle Entwelschung unserer herrlichen Muttersprache. Der alte Turnvater Jahn war solch ein Heimatmensch nach unserem Sinne. Daß unsere Zeit von ihm lernen möchte und die Zukunft dazu! Denn unerschütterliche Wahrheit ist's, wenn er sagt: „In seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk, in der Sprache Schatz ist die Urkunde seiner Bildungsgeschichte niedergelegt, hier walfest wie im einzelnen das

Sinnliche, Geistige, Sittliche. Ein Volk, das seine eigene Sprache verlernt, gibt sein Stimmrecht in der Menschheit auf und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen. Mag es dann aller Welt Sprachen begreifen und übergelehrt bei Babels Turmbau zum Dolmetscher taugen: es ist kein Volk mehr, nur ein Mengsel von Starmenschen.“

Heimat, soweit sie nicht menschliche Willkür verhandelt und in ihr Joch gespannt oder sie unter Steinen erdrückt hat, ist immer gesund. Der Heimatmensch aber will immer gesund sein, darum lebt er gesund. Er wüftet und wüftet nicht mit seinem Leben und untergräbt es nicht durch Raufsch und Sinnluft und die Mittel der

Betäubung. Er nimmt am liebsten die Gaben der Natur seiner Heimat unverfälscht aus ihrer Hand.

Heimat ist frei, sonst kann sie keine wirkliche Heimat sein; denn die Freiheit ist ihr Himmel. Und der Heimatmensch liebt die Freiheit über alles, jene Freiheit, die nichts mit Willkür und Ungebundenheit zu tun hat, sondern deren größtes Glück das Gebundensein an die Heimat ist. Er ist's, der mit völlig freiem Willen für sie lebt und bereit ist, für das Glück der Heimat sein Leben zu opfern. Und damit kehren wir wieder zu dem Grundzug des Heimatmenschtums zurück, der L i e b e.

So schließt sich der Kreis! —

Der letzte Hochmeister

Ballade

(Zu Dr. Käthe Schirmachers Vortrag über Danzig in Süddeutschland)

Einmal im Jahr umreißt er sein Land.
Durch Regen reißt er und Sonnenbrand,
im Zwielichtnebel, in den Sonnenschein —
er reißt stumm tagaus . . nachtein . . tagein.

Einmal im Jahr verläßt er seine Grust
und reißt durch der Felder Glanz und Duft.
Am Himmel wandern Wetterwolken mit.
Und keines Menschen Auge sieht den Ritt.

Der Wand'rer hört des schweren Rosses Huf
Und eines fernen Adlers rauhen Ruf . .
Und rascher wird der Wandervogel Zug.
Als stieße er an Schwerter, klirrt der Pflug.

Einmal in jedem Jahr . .

Der alten Wälder grüner Wipfel sauft.
Durch Dünen grüßt das Meer. Es schäumt
und braust.
Wie eines Schildes Silber blinkt das Haff —
Der Reiter hält die breiten Zügel straff.

Einmal im Jahr umreißt er die Flur;
einmal im Jahre schwört er den Schwur:
„Ein schlafend Heer im Grunde dein gedenkt,
du Land, vom roten Ritterblut getränkt.

„Du deutsches Land, du Land des Streits, der Not,
wir stürben noch einmal für dich den Tod —“
Hoch hebt er seines Schwerkes Kreuzes-Knauf
und bebend drückt er bleiche Lippen drauf.

Paul Enderling geb. Danzig

Die Stecknadel

Von Hans Runge, Braunschweig

Vor langen Jahren fand ein kleiner, etwa zehnjähriger Junge, der ärmliche, fast zerlumpte Kleidung trug, auf der Langgasse in Danzig eine Stecknadel. Er bückte sich, hob die Nadel auf und besetzte sie an dem Kragen seiner zerklüfteten Joppe.

Ein weißbärtiger alter Herr, der Zylinder und einen kostbaren Jوبelpelz trug, beobachtete zufällig den Knaben.

„In dem Bengel steckt etwas;“ murmelte er, „er hat Anlage zur Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit! Ich will mich seiner annehmen! Scheint ein ordentlicher Kerl zu werden!“

So geschah es. —

Der Knabe stieg in einem bedeutenden Kaufmannshause, das sich um die Wende unseres Jahrhunderts zu einer Weltfirma mit Zweigniederlassungen in allen Groß- und Handelsstädten der alten und neuen Welt aufgeschwungen hatte, vom einfachen Laufburschen zum Mitinhaber des Geschäftes empor und heiratete schließlich die Nichte seines alten Beschützers und Förderers. —

Kurz vor Beginn des Weltkrieges erhielt ein in den Ruhestand getretener Danziger Lehrer, der lange Jahre an einer Gemeindeschule wirkte, in Poppel den Besuch eines feingekleideten, hochgewachsenen Badegastes.

„Ich bin Ihr alter Schüler!“ sagte der vornehme Besucher zu dem überraschten und erstaunten Lehrer, der sich schließlich noch dunkel seines ehemaligen, ärmlichen Lernbessenen entsann, dessen Mutter, eine Witwe, damals mit schwerer Not und Sorge zu kämpfen hatte. —

Beim Abschied hinterließ der vornehme Gast, der herzliche Worte gesprochen hatte, dem ergrauten Schulmeister, der sich notdürftig von schmalen Ruhegehalt und durch Abvermieten an Fremde über Wasser hielt, einen Bankscheck über 50 000 Mark.

„Aber wodurch habe ich solch unverhofftes, reiches Glück verdient?“, rief der Alte, „ich kann

das viele Geld unmöglich annehmen! Ich habe doch während der Zeit Ihres Elementarunterrichtes nur meine Pflicht erfüllt! Ich bin doch nicht an Ihren glückgesegneten, großen Erfolgen schuld, Herr Geheimrat!“

„Das sind sie doch!“, erwiderte der reiche Besucher, dem Tränen der Rührung über die Wangen flossen. „Ich fand eine Stecknadel an einem nebligen Dezemberabend auf der Langgasse. Und diese Nadel wollte ich Ihnen — unter Ihren Kathederstuhl stecken, da Sie mich einige Tage zuvor verprügelt hatten!“

Ecce homo

Von Franz Mahlknecht

Die kleine Kirche meiner Heimatstadt kniet in einem blühenden Lindenzweig. Es ist lange her, daß mir die Heimatorgel das erste fromme Lied sang. Als ich noch ein Junge war, bin ich mit unserm alten Gesangbuch alle Sonntage in die Kirche gegangen. Meine Kinderstimme hat hell geklungen im Gemeindegesang, und des alten Pfarrers Worte zündeten mir warme Kerzen an in meiner Kinderseele. Die umflamten das Bethlehemsunder überm Altar, das eines alten Meisters Hand einst schuf.

Nun sitze ich wieder im dunklen Gestühl meiner Heimatkirche, nach vielen, vielen Jahren. Ich habe das alte Gesangbuch noch. Die Lieder darin grüßten mich. Aber die alte Orgel hat ausgesungen und der alte Pfarrer ist auch nicht mehr da. Auch die liebe Bethlehemsgegeschichte überm Altar ist fort. Ein neues Bild haben sie

in den alten Barockrahmen eingelassen: die Golgathastunde jenes schlichten Propheten der Bruderliebe: Ecce homo!

Meine Seele verlor sich an die gekreuzigte Liebe überm Altar und wanderte weiter zurück und betete in der dunkelsten Stunde im Bethsemanegarten mit dem großen Bruder: Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir.

Meiner Seele taten sich dunkle Pforten auf. Sie sah Bethsemanegärten und Golgathakreuze. Die Augen der Mütter im braunen Gestühl meiner Heimatkirche schienen sie auch zu schauen.

Wenn ich ein Golgathabild sehe, denke ich an jene Stunde in meiner Heimatkirche und an die Menschenbrüder der letzten leidvollen Jahre, die ein hartes Schicksal zu Bethsemanekämpfern machte, und an ihre Mütter denke ich und meine, eine jede mußte Maria heißen.

Deutsche Heimat

Du Wunderwort, du: Deutsche Heimat;
bei deinem Klange rauschen tiefe Brunnen
in Giebelgassen alter, grauer Städte;
ein Leuchten geht durch manche reine Seele,
Spricht je ein Mund:

„Du meine deutsche Heimat . . .“

Ich bin gewandert schon durch viele Lande
und fand niemals, so weit mein Fuß mich trug,
den märchenhaften deutschen Winterwald.
Und sah den Frühling niemals schöner leuchten
als in den Dörfern in dem deutschen Land,

wenn Orgelsang in stillen, kleinen Kirchen
lenzjubelnd in den blauen Himmel schwebt,
und drauß' am Feldrain laut ein Vöcklein
plauscht.

Geht dann der Mond durch schwüle Sommer-
nächte,
trägt auf den Strahlen zarte Sehnsucht weiß,
dann möcht' ich knien, möcht' heiß die Erde
küssen,
die ja mein Vaterland, das Deutschland
heißt . . .

Karl Demmel

Rundschau

Unsere Heimatsprache

Von Dr. Walter Pette

Heimatsprache? Hier stoß ich schon — was heißt denn eigentlich Heimatsprache? Nun, wird man sagen, in unserm Falle die deutsche Sprache unserer ostniederdeutschen Heimat natürlich, also für den Danziger ist's seine Danziger Mundart, für den Mann aus dem Werder das Werderplatt, für den Königsberger das Ostpreußische usw., in weiterem Rahmen das Ostniederdeutsche überhaupt. Aber da haben wir ja schon die verschiedensten Dinge zusammengeannt: Stadt- und Landsprache, Hoch- und Niederdeutsch, Mundart und Verkehrssprache, Ost- und Westpreussisch, die alle nichts als die rein geographische Bezeichnung „nordostdeutsch“ gemein haben. Bleiben wir aber in einem bestimmten Sprachzentrum und versuchen uns klar zu machen, was hier Heimatsprache bedeutet. Fragen wir etwa einen Danziger Arbeiter, was seine Heimatsprache ist. Der wird natürlich das Danziger Platt angeben, denn es ist die Sprache, die er von Kindheit an gehört und gesprochen, die er noch heute im Kreise von Seinesgleichen am liebsten anwendet. Nehmen wir jetzt aber einen kleinbürgerlichen Gewerbetreibenden oder Handwerker, z. B. den Rentier Pogutke aus Danzig und fragen ihn nach seiner Heimatsprache. Da wird sich zeigen, daß der hochdeutsch spricht, wenn auch mit stark mundartlicher Färbung. Das Platt wird er zwar verstehen, aber es ist doch nicht mehr die ihm geläufige Umgangssprache. Und nun wenden wir uns noch an einen Danziger Gebildeten, den Pfarrer, den Lehrer, den Beamten. Der wird erklären, daß er „reines“ Deutsch spricht und nur ungern seine mundartliche Sprechweise zugeben. Platt versteht oder gar spricht er nur noch, wenn sein Beruf ihn häufig mit Plattsprechenden zusammenführt, oder wenn er Sprachliebhaber ist. Aber seine Heimatsprache ist doch ganz entschieden Hochdeutsch, wenn auch immer „Danziger“ Hochdeutsch. Wir sehen also, daß wir innerhalb eines Sprachzentrums bereits drei recht verschiedene Sprechweisen gewonnen haben, und zwar ergab sich die sprachliche Gliederung aus der sozialen. Die reine Mundart fand sich nur auf der ersten Stufe, aber wir wollen hier ja nicht über eine bestimmte Mundart oder die Sprache einer einzelnen Bevölkerungsschicht sprechen, sondern über unsere Heimatsprache überhaupt, und da zeigte sich, daß je nach der sozialen Zugehörigkeit des Einzelnen darunter etwas ganz verschiedenes zu verstehen ist.

Aber selbst der Einzelne spricht das ihm geläufige Deutsch nicht jederzeit unverändert und als starre Norm. Wenn der Danziger Arbeiter oder der Werderbauer mit einem sozial Höhergestellten redet, wenn er ins Amtszimmer tritt,

bemüht er sich, Hochdeutsch zu sprechen; umgekehrt bedient sich der Gebildete im engensten Familienkreise, im Gespräch über alltäglichste Dinge zwar nicht der Mundart, aber doch einer weit sorgloseren, der Mundart in Lautform, Wortwahl, Betonung sehr viel näher kommenden Sprechweise, als wenn er auf dem Rednerpult oder der Kanzel steht und reines Deutsch zu sprechen vermeint. Aber so wenig sich hier für den Übergang von der einen zur anderen Sprechweise feste Grenzen ziehen lassen, so geben sie natürlich auch innerhalb der sozialen Schichten unmerklich ineinander über, und selbst Onkel Bräsig's „Missingsch“ oder Rentier Pogutke's hochdeutsche Volkssprache ist bereits literarisch normalisiert und wird als konsequente Ausdrucksweise nirgends gesprochen. Eine reine Mundart gibt es so wenig wie eine völlig dialektfreie Aussprache, jene wird dauernd durch die Schriftsprache beeinflusst, diese wieder durch die Mundart. Der Anspruch irgend einer Gegend, das reinste Deutsch zu sprechen, ist hin-fällig, sind doch im Laufe der Sprachentwicklung die verschiedensten Landschaften mit diesem Anspruch hervorgetreten. In mittelhochdeutscher Zeit galt bis zu einem gewissen Grade das Oberdeutsche (Schwäbische) für maßgebend, wenigstens für die Literatur, Luthers Bibelsprache beruht im wesentlichen auf ostmittel-deutscher Grundlage, und zu Lessings Zeit wurde gar das Obersächsishe („Meißnische“) von den Grammatikern als vorbildlich hingestellt. Die einzige Norm für die deutsche Aussprache ist heute ein künstliches Produkt: die auf einer Konferenz von Germanisten und Theatersachleuten gemeinsam festgelegte „Deutsche Bühnenaussprache“. Im allgemeinen ist der Abstand zwischen Mundart und hochdeutscher Verkehrssprache in Norddeutschland größer als in Süd-deutschland, d. h. der gebildete Oberbayer spricht gewöhnlich stärker mundartlich als der auf gleicher Bildungstufe stehende Norddeutsche, im einzelnen wiederum der Ostpreuze stärker als der Westpreuze. Nur solle niemand denken, daß er dialektfrei spreche; in jedem Satz, jedem kleinsten Laut prägt sich, ohne daß er's will und weiß, eine besondere Eigentümlichkeit aus — die Sprache seiner Heimat.

Wenn sich auch gezeigt hat, wie vieldeutig der Begriff Heimatsprache ist, so werden sich für das Gebiet, das wir im Auge haben, bei aller Verschiedenheit der sozialen, lokalen und individuellen Besonderheiten doch gewisse gemeinsame Merkmale ergeben, die uns berechtigen, von einer Heimatsprache zu reden. Bleiben wir zunächst bei der eigentlichen ostniederdeutschen Mundart, dem Platt, so wäre als lautliche Eigentümlichkeit gegenüber dem Westniederdeutschen etwa die starke Verdunkelung mancher Vokale hervorzuheben, es heißt also:

loate, droage, moake, für läten, drägen, mäken. Gleichzeitig bemerken wir den Abfall des auslautenden *n* im Infinitiv, der indess nicht allgemein und z. B. in einem großen Teil des Werderischen nicht ein eingetreten ist. Ferner hat das Ostniederdeutsche größtenteils das anlautende *sch* vor gewissen Konsonanten aus dem Neuhochdeutschen übernommen, während die meisten westniederdeutschen Mundarten das ursprüngliche *s* haben, also ostniederd. *schwoar*, *schmiete(n)*, *schloape(n)* für *swar*, *smieten*, *släpen*. Das Hauptmerkmal des Niederdeutschen überhaupt, das Fehlen der Lautverschiebung, können wir in den genannten Beispielen gleichfalls beobachten. Die Lautverschiebung betrifft bestimmte Konsonanten und zwar bemerken wir z. B. in *läten*, *mäken*, *släpen* die alten gemeingermanischen Verschluslaute *t*, *k*, *p* (vergl. englisch: *let*, *make*, *sleep*), während im Hochdeutschen sich daraus Reibelaute entwickelt haben: *lassen*, *machen*, *schlafen*. Auch in dem Wandel von *Pund*, *Peerd*, *twai*, *to*, *dot u.* ä. in *Pfund*, *Pferd*, *zwei*, *zu*, *tot* zeigt sich der nämliche Vorgang. Mehr Kennzeichen des Ostniederdeutschen anzuführen, ist in dem engen Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich, auch muß ich mich darauf beschränken, die sprachlichen Erscheinungen hier als Tatsachen zu verzeichnen, ohne auf ihre Erklärung eingehen zu können.

Nicht weniger als die eigentliche Mundart zeigt die hochdeutsche Vulgarsprache unserer Heimat ein bestimmtes Gepräge. Gerade weil sie von der großen Masse der Bevölkerung gesprochen wird und zwischen Mundart und höherer Verkehrssprache eine Mittelstellung einnimmt, verdient sie zur Feststellung heimischer Kennzeichen besondere Aufmerksamkeit. Da haben wir das über das ganze nordostdeutsche Gebiet verbreitete Fehlen des Umlauts bei der Verkleinerungsform: *Bäumen*, *Männchen*, *Schäfschen* für schriftsprachliches *Bäumchen*, *Männchen*, *Schäfschen*. Dann die alte Mehrzahlbildung mit *s*: *Blumchens*, *Kinderchens*, *Schneeglöckchens*. Ein weit verbreitetes Merkmal der Volksprache ist ferner die Entrundung bestimmter umgelauteter Vokale und Doppel-Laute: In den Worten: *schön*, *dürfen*, *Neugier* u. ä. verlieren diese Laute in der Vulgarsprache ihre Lippenrundung, und so heißt es dort: *scheen*, *dürfen*, *Neugier* usw. Heimatlich ist auch der allgemeine Gebrauch von „*wo*“ als bezügliches Futurwort: „*das Haus, wo ich hatt' gekauft*“, „*die Kinderchens, wo hier hätten gespielt*“. In diesen Sätzen zeigen sich zwei weitere Eigenlichkeiten: die Konjunktivform und Voranstellung des Hilfszeitwortes, die beide für die Schägung unserer Volksprache charakteristisch sind. Daß sich im Wortschatz häufig Entlehnungen aus dem Slavischen zeigen, habe ich bereits in der Weichselausgabe dieser Zeitschrift dargelegt.

Aber worin äußert sich das Heimatliche nun in der Sprache des Gebildeten? Nehmen wir an, Herr Professor X. vermeidet absichtlich alles, was sich nach Volksprache anhört

könnte, und bemüht sich, möglichst „korrekt“ zu sprechen. Ist deshalb seine Sprache ohne heimatliches Gepräge? Keineswegs, denn ein *s* kann er nicht umgeben, wenn er's nicht künstlich unterdrückt: die heimische Betonung, d. h. die musikalische Tonhöhe und Modulation der Sprechakte. Und in der Tat liegt hier das eigentlich entscheidende und wesentlichste Merkmal jeder Mundart. Alles, was vorher angeführt wurde: Lautwandel, Wortwahl, flexivische und syntaktische Besonderheiten sind eigentlich von untergeordneter Bedeutung, da sie sich mitunter auch in entgegengesetzten Mundarten finden. Aber die Betonung ist das untrüglichste Kennzeichen, an dem wir sofort den Westpreußen, den Berliner, den Rheinländer erkennen, noch ehe er Zeit gehabt hat, seine heimischen Provinzialismen zu gebrauchen. Durch sie erst bekommt das Platt des Danziger Arbeiters, die hochdeutsche Volksprache des kleinen Mannes und die Sprechweise des Gebildeten den gemeinsamen Grundton, eben jene Lokalfärbung, die bereits in der nächsten Stadt eine andere ist. Die Schwierigkeit liegt nur in der Darstellung und Verdeutlichung, weil es sich hier um rein klanglich-musikalische Probleme handelt. In der phonographischen Aufnahme besitzen wir aber die Möglichkeit der Festlegung und beliebigen Wiederholung; es ließe sich daher sehr wohl eine graphische oder notenmäßige Aufzeichnung denken, da jedes Sprechen sich innerhalb gewisser Tonhöhen bewegt; nur sind hier die Intervalle natürlich sehr viel kleiner als beim Singen. Indessen liegt die wissenschaftliche Erschließung dieses wichtigen Gebietes noch sehr in den Anfängen, und ich muß mich mit diesen knappen Andeutungen begnügen.* Für unsere engere Heimat läßt sich sagen, daß der westpreussischen Betonung, namentlich der Danziger Stadtsprache, ein gewisser harter Staccato-Accent mit sehr geringen Tonintervallen eigen ist gegenüber dem weichen, modulationsreicheren Tonfalle des Ostpreussischen. Hier findet die Heimatforschung noch lohnende Aufgaben, denn die Sprache ist eine unererschöpfliche Fundgrube heimischen Wesens.

Die Heimat in der Schule

Von Dr. Edward Carstenn

Vor fast dreihundert Jahren stellte Amos Comenius den Grundsatz auf, daß jeder Jugendunterricht vom Bekannten, der Umgebung des Kindes, auszugehen habe, und daß dann erst das Unbekannte, Fremde, Nichterreichbare, gelehrt werden solle. Seither haben große Lehrer immer wieder darauf hingewirkt, diesen Gedanken zu verwirklichen, so daß er heute Gemeingut der gesamten Lehrerschaft geworden ist.

Die Heimat, die Umgebung, die das Kind täglich vor Augen hat, wird ihm zunächst vom Lehrer aufgeschlossen. Es ist eine bekannte Erscheinung,

*) Neben Ed. Sievers, der zuerst die Erforschung der musikalischen Klang- und Accentprobleme des Sprechens in wissenschaftlichen Bahnen lenkte, gebührt Otto Bremer in Halle das Verdienst, die Bedeutung der Sprechungsverhältnisse namentlich für die Mundartenforschung erkannt zu haben.

daß wir an den Dingen, die wir täglich vor Augen haben, achlos vorübergehen. Nur über Neues wundern wir uns. Der Lehrer muß also das Kind erst sehen lehren. Es darf nicht seine Umgebung als etwas Selbstverständliches hinnehmen. Ihm muß bewußt werden, weshalb sie so gestaltet ist; was die Vorfahren sich dachten, als sie das Ganze so schufen, wie es ist. Mit dem Verständnis steigt dann die Achtung vor dem Überkommenen. Und der Sinn, weiterzubilden, ohne das Gute vom Alten über Bord zu werfen, wird lebendig. Diesen Sinn wecken und erhalten, ist in heutiger Zeit notwendig, damit die Bodenständigen den Heimatlosen, heute so besonders Einflußreichen ein wirksames Gleichgewicht bieten können.

Erwuchs und erwächst somit heute besonders der Schule die Aufgabe zu lehren, wie man mit offenen Augen durch den Alltag, die Heimat, geht, so ergibt sich daraus schon die andre Forderung: so lange als irgend möglich das Buch aus dem Unterricht zu verbannen, die Wirklichkeit sprechen zu lassen. Die Heimat liegt aufgeschlagen vor uns da, wir sollen nur lernen und lehren, auf ihren Seiten zu lesen.

Die Heimat ist unser Buch. Und zu ihm kehren wir immer wieder zurück, wenn wir die Schüler im Geist in die Fremde führen, sie mit Teilen unsrer Erde bekannt machen, in die wir sie nicht selbst führen können. Zwar werden Bilder, wie schon Comenius verlangte, ersetzen müssen, was durch natürliche Anschauung nicht vermittelt werden kann. (Und welcher Lehrer hat nicht durch erkaufte Ausruhe erfahren, wie das gezeigte Bild bisher falsche Vorstellungen verdrängte.) Aber richtig klar erscheinen fremde Völker und ihre Sitten, Sprache, Vergangenheit, fremde Landschaften, Siedlungen erst durch den Vergleich mit der Heimat, dem Vertrauten. Eigenart gegen Eigenart treten allmählich scharf hervor. Das gibt lebendiges, brauchbares Wissen, wie es uns not tut.

Alle Schulfächer bieten Gelegenheit zur Aufschließung der Heimat und ihrer Verknüpfung mit der Fremde. Allen voran die Deutschkunde (Deutsch, Geschichte, Erdkunde) im Verein mit Zeichnen, Singen und Naturkunde. Im alten Danzig spricht beinahe jeder Ziegelstein eine bededte Sprache. Die Vorfahren rufen uns in ihnen zu: „Eisert nach und zeigt euch unser würdig. Führt fort, was wir schufen, denn wir arbeiteten für euch, die Erben. Denkt aber auch daran, daß ihr nur Sachwalter seid. Denn ihr sollt euren Kindern übergeben, was euch zu treuen Händen überkam.“ Im Hafen pulst das Verkehrsleben der Gegenwart. Gewaltiges, staunenswertes schaffen hier täglich tausende Hände, auf deren Arbeit Segen ruht, und die Nachkommen sollen daran weiterschaffen. Hier laufen die Seile zusammen, die uns an die Fremde draußen fest anketten, zu ihr hinführen, von ihr auch wieder zu uns zurück.

Noch jedes andre Unterrichtsfach bietet fast in gleicher Weise Gelegenheit, die Heimat lebend zu durchwandern und die Fremde mit ihr zu verknüpfen. Zu Vergleichen reizt der mathematische

Unterricht. Und ich entsinne mich noch heute gern meiner Schulzeit, der Stunden in den fremden Sprachen und in Religion, wo die Heimat durch die Fremde mir neues Leben gewann und ganz besonders lieb gemacht wurde.

Und das lag daran, daß gerade diese beiden Lehrer in meiner Heimat wurzelten, viel mehr als die andern, die ich damals hatte. Wenn irgendwo im Unterricht, spielt für unsre Forderung die Lehrerpersönlichkeit eine große Rolle. Soll die Heimat in der Schule zu ihrem Recht kommen, so ist nicht notwendig, dafür ein besonderes Fach einzuführen oder eine besondere Schularzt — wie neuerdings „Heimatsschulen“ u. ä. gefordert werden —; denn jedes Fach gibt dem Lehrer Gelegenheit, Liebe und Verständnis für die Heimat zu wecken. Aber er muß den Ort seiner Wirksamkeit wirklich zu seiner Heimat gemacht haben.

Früher war das meist selbstverständlich. Der Lehrer kehrte nach kurzer Wanderzeit in die Heimat zurück, um hier zu wirken. Heute trifft das nicht mehr zu. Das Zeitalter des Verkehrs macht es den Menschen besonders leicht, die Arbeitsstätte zu wechseln, verstreut, entwurzelt sie. Je mehr landfremde Lehrer eine Schule hat, um so schlechter kommt die Heimat im Unterricht fort. Denn ich kann nur lehren, was ich selbst weiß. Wenn ich aber die Gegend, in der ich wirke, nicht kenne, so kann ich meine Schüler nicht sehend machen. Ja mein ganzer Unterricht läßt sich nicht fruchtbringend gestalten.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß seit den letzten zwanzig Jahren die Klagen immer häufiger werden: Die Schule wird weltfremd. Denn die Zahl der entwurzelten Lehrer ist gewaltig gestiegen. Und versehen Bäumen gleich, wurzeln auch Lehrer nur langsam neu fest, oft gar nicht. Ein Unterricht aber, der sich nicht auf das große Anschauungsbuch, die Heimat, stützt, muß weltfremd sein.

Wer am eignen Leibe dies verspürte, steht heute vornan in den Reihen der Kämpfe um Besserung unsres Schulwesens. Seine Forderungen sind nur zu berechtigt: heimatverwurzelte Lehrer sollen die Kinder fürs Leben vorbereiten. Und die Schulbehörden müssen dafür sorgen, daß jeder Ort genügend solcher Lehrkräfte besitzt. Dazu trifft aber die andre Forderung, daß entwurzelte Lehrer sich bemühen müssen, schnell am neuen Ort Wurzel zu fassen.

Denn schon sind wir so weit, daß das heutige Geschlecht zum großen Teil die Verbindung mit der Umgebung verloren hat, selbst wenn es am Geburtsort blieb. Die Schule, die es aufs Leben vorbereitete, war entwurzelt, schwebte in der Luft. Eine Schule in Sachen muß nach andern Lehrplänen unterrichten als eine in Ostpreußen. Aber die Lehrpläne allein tun es auch nicht, wenn nicht die Lehrer entsprechend vorgebildet sind.

Und weil heute nur noch wenig Erwachsene bewußt in ihrer Heimat leben, darum haben die Anstalten, die berufene Nachfolger unsrer Schulen sind, die Handels-, Bau-, technischen Schulen, die Hochschulen und vor allem die

Volkshochschule, die Kenntnis der Lande, wo sie wirken, zu erweitern und zu vertiefen, sonst erfüllen sie ihre Aufgabe nur halb.

Vielfach berechtigt erscheinen die Klagen hierüber, daß dem nicht so ist. Aber weil fast nur Klagen erschallen, darf man nicht entnehmen, daß es überall so schlecht bestellt ist, wie die vielen Schriften glauben machen wollen. (Gibt es doch sogar eine eigne Zeitschrift, die für die Durchführung obiger Gedanken kämpft.) Wollte man folgern, daß die Heimat nirgends in der Schule zum Recht komme, nur weil so viel über ihr Fehlen im Unterricht geschrieben wird, aber wenig über ihr Vorhandensein, so täte man unserer heutigen Schule und der der Vergangenheit unrecht. Viel tüchtige stille Arbeit geschieht im Verborgenen, weil ihre Träger nicht Ruhe haben, darüber zu schreiben.

Für uns im deutschen Osten ist die Heimatarbeit in der Schule von ganz besonderer Bedeutung. Wirken doch deutsches Wesen, deutsche Fähigkeit, deutsche Ausdauer und Kraft durch Jahrhunderte hier, um das zu schaffen, was wir heute an Kultur vor uns sehen, was wir täglich genießen. Fremde Kulturen umbranden uns und drohen zu verschlingen, was die Väter uns hinterließen. Weh uns, wenn wir die Völkelerfahrung in den Wind schlagen:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
erwirb es, um es zu besitzen.“

Der erste heimatkundliche Ferienkursus für Lehrer und Lehrerinnen aller Schulstufungen in Ost- und Westpreußen

Von Bruno Wilm, Dt. Eylau

Was einer unserer ältesten und bedeutendsten Vorkämpfer für Heimatkunst, Ab. Bartels, schon 1898 über den Wert der Heimatkunst schrieb, das gilt heute mehr denn je von der Heimatkunde im weitesten Sinne überhaupt: „Man weiß wieder, was die Heimat bedeutet, daß es ohne die Unterlage eines starken Heimatgefühls auch kein rechtes Nationalgefühl gibt, daß es eine der größten sozialen Aufgaben ist, die Heimat dem modernen Menschen wiederzugeben oder sie ihm zu erhalten, ihn in ihr wahrhaft heimisch zu machen.“ Und noch ganz besondere Geltung haben diese Worte für uns im Osten, der, abgetrennt vom Mutterlande, eine deutsche Kolonie geworden ist.

Nun ist ja auch bei uns im Osten die Zahl der Heimatdichter und Heimatdichtsteller groß, die von der Schönheit und Herrlichkeit unseres Landes und von seinen Bewohnern singen und sagen. Es ist auch bei uns von jeher viel auf allen Gebieten der Heimatkunde gearbeitet worden, und es sind, abgesehen von zahllosen vereinzeltten Aufsätzen, eine Reihe trefflicher Bücher heimatkundlicher Art entstanden. Mehrere gut geleitete Heimatzeitschriften, unter denen die „Ost-deutschen Monatshefte“ einen besonders hervorragenden Platz einnehmen, machen alle Schichten

der Bevölkerung, die sie lesen wollen, mit unserer engeren Heimat und allem, was sie angeht, bekannt.

Und doch, ist es nicht leider nur allzu wahr, daß die Unkenntnis auf allen Gebieten der Heimatkunde gerade bei uns überaus groß, ja oft geradezu beschämend ist? Woher rührt diese mangelhafte Bekanntheit mit der Heimat, die sich oft paart mit Gleichgültigkeit, ja geradezu mit Verständnislosigkeit? Ich meine, nicht zum allerwenigsten daher, daß man die Jugend Ost- und Westpreußens zu wenig einführt in alle die Schönheiten, die ihre Heimat, offen und verborgen, aufzuweisen hat, daß man ihr viel zu wenig sagt von der Geschichte der engeren Heimat, daß man ihr so wenig vorliest oder sie selbst lesen läßt in den Büchern aller der Dichter und Schriftsteller, die ihre Heimat hervorgebracht hat. Gewiß, es wird ja auch in der Schule schon viel in dieser Hinsicht getan, seitdem Conwenh im Jahre 1904 sein grundlegendes Buch „Die Heimatkunde in der Schule“ (2. Auflage 1906) veröffentlicht hat. Aber was geschah und geschieht, das ist doch nur Stückwerk und in der Hauptsache nur das Werk einzelner begeisterter Lehrer.

Und doch ist es vornehmlich Sache der Schule, in der die Heimatkunde in Zukunft einen viel größeren Raum einnehmen muß, ja in der sie in allen Stunden eine Rolle spielen kann, das Heimatgefühl und die Kenntnis der Heimat schon in unserer Jugend zu wecken, zu fördern und zu pflegen. Das wirkt dann fort und bringt schönste Frucht. Dafür muß nun zunächst die Lehrerschaft gewonnen werden, und es müssen ihr Richtlinien gegeben werden, wie am Fördersamsten in unserer heranwachsenden Jugend die Liebe zur Heimat und das Verständnis für die hohen Pflichten der Heimatsscholle gegenüber zu pflegen ist.

Aus diesen Erwägungen heraus, arbeitete ich schon viele Jahre lang darauf hin, einen Kursus für Heimatkunde im weitesten Umfange ins Leben zu rufen. Es sollte sich darum handeln, zunächst einmal in einer Reihe kürzerer Vorträge von etwa 2—3 Stunden Dauer die Teilnehmer in die Heimatkunde einzuführen und ihnen zu zeigen, wie weit das Gebiet ist und wie lohnend es ist, Heimatkunde in dieser Art in der Schule zu treiben. In etwa später stattfindenden Kursen sollten dann umfangreichere und vertiefende Vorträge aus einzelnen Gebieten folgen. Die Vorträge sollten vor allem den rein praktischen Bedürfnissen der Schule Rechnung tragen und den Zuhörern Anregung geben, in ihrem Unterricht mehr, als es gemeinhin zu geschehen pflegt, die engere Heimat Ost- und Westpreußens mit allen ihren Schönheiten und Eigenarten zu berücksichtigen und sie der Jugend lieb und vertraut zu machen.

Dieser Plan ist nun soeben Wirklichkeit geworden. Veranstalter vom Philologenverein von Ost- und Westpreußen hat der erste Kursus dieser Art vom 31. März bis zum 6. April 1921 in Königsberg stattgefunden. Die Beteiligung aus allen Kreisen der Lehrerschaft war über alles

Erwarten groß. Wir hatten über 600 Teilnehmer, darunter etwa 250 Damen. Aus der Provinz waren über 200 Hörer und Hörerinnen erschienen, eine überaus große Zahl, besonders wenn man erwägt, welche pekuniären Opfer der einzelne bei den heutigen Zeiten in solchem Falle bringen muß. Die Behörden und die Stadt Königsberg hatten dem Kursus weitestens Entgegenkommen jeder Art gezeigt. Auch hatten der Herr Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, die Stadt Königsberg und der Verkehrsverein Geldmittel beigegeben.

Den Teilnehmern wurde folgendes geboten: Prof. Dr. André e behandelte die Geologie als Grundlage der Heimatkunde von Ost- und Westpreußen und schloß daran eine Führung durch die geologische und Bernstein Sammlung der Universität. Privatdozent Dr. Ebert gab eine Übersicht über die Vor- und Frühgeschichte Ost- und Westpreußens und führte durch die vorgeschichtliche Sammlung der Altertums Gesellschaft „Prussia“. Daran schloß sich dann eine gedrängte Zusammenfassung der politischen Geschichte von Ost- und Westpreußen durch Stadtbibliothekekar Dr. Krollmann und eine Einführung in die Kunst des Deutschen Ritterordens durch Studienrat Prof. Dr. Schumacher, der auch auf einem Ausflug die alte Ordenskirche in Fischhausen und die Burgruine Loosdelft mit ihren Malereien erläuterte. Vervollständigt wurde dieses Bild der geistigen Kultur unserer Heimat durch Vorträge des Provinzialkonservators der Provinz Westpreußen, Baurat Schmidt, über die Marienburg und ihre Herstellung, des Provinzialkonservators der Provinz Ostpreußen, Baurat Prof. Dr. Dethleffen, über Ostpreußische Volkskunst mit besonderer Berücksichtigung des Bauernhauses verbunden mit einer Führung durch das einzigartige Heimatmuseum im Tiergarten, des Professors Dr. Ziesemer über ost- und westpreußische Mundarten, des Rektors Plenzat über die heimische Volkskunde (Sitte und Brauch, Sage und Märchen, Volks- und Kinderlied, Rätsel und Sprichwort), des Verfassers dieses Aufsatzes über ost- und westpreußische Heimatliteratur im deutschen Unterricht. In Natur- und Erdkunde unserer Heimat wurde noch weiter eingeführt durch Vorträge von Studienrat Prof. Dr. Zwick über unsere ostpreußische Heimat im erdkundlichen Unterricht, von Studienrat Prof. Dr. Lakowicz über Naturdenkmäler der Pflanzenwelt West- und Ostpreußens, ihre Gefährdung und ihren Schutz und über den Film als Mittel des Unterrichts in Natur- und Heimatkunde, vom Direktor der Vogelwarte Rossitten, Prof. Dr. Thiene mann, über die Arbeiten der Vogelwarte Rossitten (Vogelzug, Beringungsversuch, Vogel schuß). Die meisten dieser Vorträge wurden durch Lichtbilder erläutert. Außerdem sprachen noch Studienrat Dr. Roß über den staatsbürgerlichen Unterricht als Teil des heimatkundlichen Unterrichts und Prof. Dr. Fleis chmann über Aufbau und Aufgaben des Reichs nach der neuen Reichsverfassung.

Alle Vorträge fanden reichsten Beifall, und es zeigte sich, wie groß das Bedürfnis nach derartigen Anregungen war. So hat denn dieser Kursus seine Absicht, Anregungen zu geben, in reichstem Maße erfüllt, und der Wunsch, daß weitere und fortwährende und vertiefende Kurse folgen möchten, war allgemein, und man darf, nach diesem großen Erfolg, wohl auf Verwirklichung hoffen.

Und noch eines hat dieser Kursus gebracht. Er hat zum ersten Male, über alles Trennende im einzelnen hinweg, alle Jugendbildner unserer Heimat zu gemeinsamer Arbeit an diesem bedeutsamen Werke vereinigt, das vorbereitet von den Vorständen aller Lehrer- und Lehrerinnengruppen, besucht war von der Lehrerschaft aller Schulgattungen. Möge der Gedanke an das, was uns alle einigt, an die Erziehung und Erfrischung unserer Jugend, auf der unsere Zukunft beruht, auch weiterhin über das Gebiet der engeren Heimatkunde hinweg manche Gegensätze zu beseitigen Kraft haben!

Heimische Leibesübungen

Von Dr. C. Bechler

Es hat einer langen Zeit bedurft, ehe man bei uns den Leibesübungen die Bedeutung eines Verschaffenden und Werterhaltenden Faktors einräumte. Wenn auch eingestanden werden muß, daß schon vor 1914 eine merkwürdige „amtliche“ Förderung derjenigen Bestrebungen, die körperliche Ausbildung als ihr Ziel bezeichnen, zu spüren war, so bleibt sie doch verschwindend gegenüber der tatsächlichen Wertegung des Gegenstandes. — Erst nach der Revolution befallt die Erkenntnis sprunghaft die unbefleckten Stirnen der maßgebenden Persönlichkeiten, und auch die breite Öffentlichkeit nimmt eine Stellung zu den einschlägigen Fragen: dem starken geistigen Übergewicht bäumt sich die Forderung nach Körperpflege entgegen. —

Das Ziel der Körperübungen treibenden Vereinigungen ist einfach — dem Lande ein gesundes und widerstandsfähiges Volk zu erhalten. Diese Einseitigkeit betont aber auch zugleich mit monumentaler Schlichtheit die Größe der Aufgabe.

In den Landen und Gebieten aber, in denen das Volkstum um seine Eigenart und sein Wesen zu kämpfen hat, geben die Vereinigungen über den Rahmen hinaus. Hier werden sie zur Eigenart und Wesen erhaltenden Macht — Leibesübung wird Kulturfaktor. Daher darf auch von heimischen Leibesübungen in den Blättern gesprochen werden, die ein Bild des heimischen Kulturbundes geben sollen. —

Die Erfahrung zeigt uns, daß im Auslande — neben Schule und Kirche — zwei Sammel- und Brennpunkte deutscher Eigenart sich erhalten haben: Gesangsvereine und Turnvereine. Daneben sind namentlich in den letzten Jahren zahlreiche Sport- und Fußballvereine getreten. Das deutsche Lied und die deutsche Kraft — das deutsche Gemüt und die deutsche Faust — sind Inseln deutscher Eigenart im fremden Meer gewesen.

Das ergibt auch für die heimischen Leibesübungen die Erweiterung ihrer Aufgaben nach der nationalen Seite hin. Es liegt im Wesen der Vereinigungen, diesen Standpunkt nicht laut und lärmend zu betonen. Er ist selbstverständlich, ein organisches Glied, ohne das das Gebilde unvollständig, wenn nicht lebensunfähig wird. Sobald die Leibesübungen nicht mehr im Mutterlande getrieben werden — sobald heimisch den ergreifenden Nebensinn „fremd“ erhält — tritt die nationale Aufgabe von selbst neben die andere.

Dem deutschen Turnen als deutscher Kulturerscheinung ist die das Volkstum stärkende Kraft angeboren. Turnen ist immer ein Ausdruck deutschen Wesens gewesen, eine Form, in der der deutsche Gedanke — wenn auch nur nach der einen Seite hin — rein zur Geltung kommt, mit allen seinen Vorzügen und Fehlern. Turnen ist der gegebene Kulturhort deutscher Leibesübungen. Aber neben das Turnen tritt der Sport mit dem Recht, das ihm erkämpft worden ist als gleichwertige Körperbildungsform, und der großen Zahl seiner Anhänger. Wichtig und breit steht er neben dem Turnen in einer Größe, die in unserer Stadt das Turnen überragt.

Ist für den Sport denn auch die nationale Aufgabe selbstverständlich? Wir müssen die Frage stellen und beantworten, denn das Internationale, das Kulturverwischende bedroht die heimische Eigenart; hat doch der erste fremde Vormund Danzigs, Tower, gleich in einer seiner ersten Reden gesagt, daß sich Danzig an seinen „kosmopolitischen Charakter“, den die Zeit der Stadt aufprägen wird, gewöhnen müsse.

Ein breites Einfallstor für diesen fremden Geist scheint der Sport zu sein: Aus dem Ausland übernommen, behaftet mit vielem Undeutschen, immer in Beziehung zum Ausland — muß er da nicht eine Gefahr für das Heimische werden?

Zur Klärung dieser beängstigenden Frage sei es mir erlaubt, einmal einen kleinen Strich zu ziehen und den Sport schlechthin in den Volkssport und den der oberen Zehntausend zu teilen. — Die letztere Form des Sportes ist international gewesen. — Ich erinnere nur an die Namen der Rennpferde, die zu zwei Dritteln englisch waren, an den „fashionablen Winterport“ mit seinem Drum und Dran, Tennis, Golf, Polo usw. — Eine kleine Besserung scheint auch hier eingetreten zu sein, eine schwache Selbstbesinnung durch die Verachtung der andern scheint sich zu regen. — Sei wie dem sei, diesen Sport kann man bei Beantwortung der oben gestellten Frage ruhig übergehen. — Das heimische leidet unter ihm ebenso viel wie unter den internationalen Beziehungen des Handels (Kaufmannschaft), der Kunst und Wissenschaft, denn nur eine kleine Anzahl liegt in seinem Bann.

Ganz anders aber trotz der Volkssport dem Fremden. Ich habe immer — noch in jenen Jahren, als der Sport gegen die Unmasse engirniger Vorurteile anrennen mußte — auf den Einwurf nationalistischer Kreise: Sport ein

Einfallstor entdeutschender Anschauungen und Sitten — geantwortet: — Laßt einmal erst den Sport Gemeingut der Deutschen werden, laßt ihn einmal erst Volksgut sein — dann wird er verdeutsch! Und die Erfahrung hat recht gegeben. Die fremden Bezeichnungen, unter denen das Deutsche zu ersticken drohte, sind verschwunden. Niemand spricht mehr von goal, kick, back corner usw. In die sinngemäße deutsche Benennung ist der Begriff gekleidet worden. Das Gewand ist deutsch geworden, und das, was in diesem Gewande getrieben wird, ist heimisch. So steht neben dem deutschen Turnen der Volkssport als Kulturhort deutscher Leibesübungen.

Und für uns Danziger kommt noch das beglückende Moment hinzu, daß beides, Turnen und Sport, in einem Verbandszusammengefaßt ist. Nicht zwei getrennte Hallen stehen den Leibesübungen zur Verfügung — wie es in unserm Vaterlande leider ist! — sondern ein Tempel schließt sie ein. Er ist fest gefügt, auf gutem Grunde gebaut, licht und hell.

Eine ganz besondere Bedeutung für die Erhaltung deutschen Wesens gewinnen aber noch die heimischen Leibesübungen, wenn man in Betracht zieht, daß der heimische Verband ein Teil der großen Verbände ist, die unser deutsches Vaterland umschließen. Wir sind abhängig von Deutschland; die gleichen Gesetze gelten für uns, die dort herrschen; die Verbindung ist eng. So werden die Leibesübungen zu einer Brücke, über die immer wieder die erhaltende deutsche Kraft zu uns kommt — sie werden zu einer Wurzel, die hineinragt in das deutsche Heimatland und die von dort den Saft holt und damit den Baum speist, der schaffend deutsche Art und deutsches Wesen schägt!

Die Koschneiderei

Von Dr. Rink

Acht Dörfer südöstlich von Königs bilden die Koschneiderei. Es sind das: Frankenhagen, Pechin, Osterwick, St. Cekzin, Granau, Lichnau, Schlagentbin und nach Aufteilung des dortigen Vorwerks seit 1749 Albrau. Das älteste dieser acht Dörfer ist Frankenhagen. Es wurde zu Beginn des 14. Jahrhunderts von der Komturei Schlochau aus gegründet. Um die Mitte jenes Jahrhunderts führte dann die Ordenskomturei Tüchel, welche von Schlochau abgetrennt war, den Frankenhagen benachbarten Dörfern Pechin, Osterwick, St. Cekzin, Granau, Lichnau und Schlagentbin deutsche Ansiedler zu und stattete die Ortschaften mit culmischem Rechte aus. Die an den Erzbischof von Gnesen zu leistenden Zehnten wurden nach dem deutschen Pflug und dem slawischen Haken berechnet, ein Hinweis darauf, daß sich diese Dörfer auf ehemaligen slawischen Siedlungen erhoben und damals eine sprachlich gemischte Bevölkerung hatten.

Die Hussitenkriege in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts hatten auch die Umgegend von Königs hart mitgenommen und jene alten Niederlassungen stark entvölkert. Man brauchte Ansiedler und zog gegen die Mitte des 15. Jahr-

hundreds neue Scharen aus dem Westen Deutschlands herbei. War die bisherige Bevölkerung jener Dörfer noch sprachlich gemischt gewesen, so ist sie seit der Neubefestigung im 15. Jahrhundert ausschließlich deutsch. Die Bewohner dieser Dörfer haben bei dem politischen und religiösen Wechsel der Jahrhunderte ihre deutsche Nationalität und ihren katholischen Glauben bewahrt. Die Koschneiderdörfer bilden mit ihrer besonderen Mundart bis auf den heutigen Tag wie seit Jahrhunderten eine Sprachinsel in dem westlich angrenzenden deutschen Gebiete. Um die überhandnehmenden Verwandtenehen nach Möglichkeit einzuschränken, heirateten die Bewohner dieser Dörfer besonders häufig in die benachbarten Ortschaften Damrau, Gr. Jirkwitz und Obkafz. Daraus erklärt sich denn auch, daß diese Ortschaften von manchen — freilich mit Unrecht — zu den Koschneiderdörfern gerechnet werden.

Nach der Volkszählung von 1905 betrug die Einwohnerzahl von Frankenhagen 642, Pechtin 428, Osterwick 898, Dt. Cekzin 522, Granau 254, Albrau 159, Lichnau 891, Schlagenthin 808.

Die Bewohner dieser acht Dörfer heißen Koschneider, sie selbst nennen sich in ihrer Mundart Koschnäwjer. Der Name Koschnäwjer wird zum ersten Male von Benwitz 1830 in den Preussischen Provinzial-Blättern erwähnt, der Name Koschneider von Schmidt 1854 in den Neuen Preussischen Provinzial-Blättern. Man hat verschiedentlich versucht, den Namen zu erklären, manche haben ihn von einem Namen Kuschneider, Koschneider abgeleitet, andere nach polnischen Worten als „Korbträger“, „Sensenträger“ oder „in einem Nomadenlager wohnende Leute“ deuten wollen, doch kann keine Erklärung so recht befriedigen. Professor Dr. P. Panske, der beste Kenner der Geschichte der Koschneidererei, versucht in den „Mitteilungen des Copernicus-Vereins“ den Namen Koschnäwjer von einem 1484 urkundlich vorkommenden Kosznewski herzuleiten, in dem Panske einen Wirtschaftsbeamten der Tucheler Starostei vermutet, der die wirtschaftliche Lage jener Dörfer zu fördern und zu heben hatte. Tatsache ist jedenfalls, daß der Beiname Koschnäwjer von den östlich dieser acht Dörfer wohnenden Polen stammt, aber nicht von den westlich wohnenden Deutschen. Die acht Koschneiderdörfer haben in ihrer Anlage eine gewisse Ähnlichkeit untereinander. Jedes dieser Dörfer liegt nämlich um einen länglich freien Platz, der ein kleines Gewässer enthält oder von einem Bach durchflossen wird. Auf dem freien Dorfplatze erhebt sich an hervorragender Stelle die Kirche, soweit eine solche vorhanden ist, wie in Frankenhagen, Osterwick, Lichnau, Schlagenthin oder eine Kapelle wie in Dt. Cekzin. Daneben liegen Kirchhof und Hospital. Nach dem Bau der Kirche wurden auf dem Dorfplatz auch noch andere Gebäude errichtet wie Krug, Schmiede und Schulhaus, während der übrige Teil des Platzes als Wiese verblieb oder zu Gemüsebeeten benutzt wird. Um den meist einer Lanzenspitze ähnlichen Platz ziehen sich die beiden Dorfstraßen hin, an deren äußerer Seite die Bauern-

grundstücke einschließlich Pfarr- und Schulzenhof liegen. Die beiden Dorfstraßen werden die „große“ und die „kleine Seite“ genannt, wobei die erstere die durch die Sonne bevorzugte ist. Die Koschneiderdörfer weisen, nach Panske offenbar beeinflusst durch die Heimat der Einwanderer, zwei Arten von Bauernhäusern auf: das „niederländische“ und das „fränkische“ Haus. Das „niederländische“ Haus hat Wohnung, Pferdestall und sonstige Räumlichkeiten unter einem Dache und steht mit dem Sichel, unter dem eine „Laube“ eingebaut ist, nach der Dorfstraße, während das „fränkische“ Haus frei für sich steht und der Dorfstraße seine Längsseite zukehrt. Letztere Bauart hat heute die andere vollständig verdrängt; nur noch ganz vereinzelt blicken heute alte hölzerne „Laubenhäuser“ zwischen den neuen Ziegelsteinbauten hervor.

Die Koschneider sind ernst veranlagte Menschen, sie sind biedere Bauern von langsamer Art, sie hängen zäh am Alten, hielten auch bis in die neueste Zeit an der hergebrachten Dreifelderwirtschaft fest, sie lieben wie alle Bauern Land und gute Pferde, sie sind einfach, treu, gastfrei, fleißig und sparsam und haben es meist zu einem gewissen Wohlstand gebracht. Sie schicken ihre Söhne gern zur weiteren Ausbildung in die Ferne, weit über ein halbes Hundert derselben ist im 19. Jahrhundert zu akademischen Berufen gelangt.

Die Mundart der Koschneidererei

Von Dr. Maria Semrau

Die Koschneidererei wird von einem rein deutschen Volksstamme bewohnt, der seine außergewöhnlich eigenartige und interessante Mundart rein bewahrt hat, trotzdem nach Nord-Osten, Osten und Süden die polnische Sprache überwiegt. Die Sprache der Koschneider ist westniederdeutschen Ursprungs; einige Forscher suchen ihre Heimat im Westfalenlande, in der Gegend von Osnabrück. Aber abgesehen davon, daß auf dem langen Wege aus dem fernen Westen und durch die mehrfache zeitliche Schichtung der Besiedelung verschiedene Sprachelemente hineingeflossen sein mögen, wäre ich doch geneigt, den Kern und Ursprung dieser Mundart noch weiter westlich oder nordwestlich zu suchen. Jedenfalls ist eine entschiedene mundartliche Grenze zwischen der Mundart der Koschneider und der benachbarten, der beim deutschen Vaterlande verbliebenen Bewohner von Schlochau und Umgegend vorhanden. — Worauf es hier ankommt, ist, festzustellen, daß die Sprache der Koschneider deutsch ist; sie ist deutsch in ihrer Lautentwicklung, in ihrem Wortschatz, in ihrer syntaktischen Gestaltung. Nur einiges sei daraus erwähnt: Typisch niederdeutsch ist das sehr dunkle *a*, ähnlich dem englischen *laft* in dem Worte *water*. So heißt es auch in der Sprache der Koschneider *awod* = Abend, *kam* = kommen. Das mittelniederdeutsche *lange u* und *e*, die im Hochdeutschen als *au* und *ei* erscheinen, sind in der Koschneidermundart *u* und *e*, also *brut* = Braut,

ste^o = Stein, während umgekehrt die niederdeutschen Diphthonge ai und au eingetreten sind anstelle der hochdeutschen ī (ie) und ū, also dai = die, kauk^o = Kuchen. Das sind dem Sprachwissenschaftler durchaus bekannte Erscheinungen, die aber gerade in diesem Sinne als entscheidend deutsch anzusehen sind. Ähnlich ist es mit dem Konsonantenstande; auch da ist im allgemeinen der alte niederdeutsche Bestand gewahrt, wie das durch die Lautverschiebung im Hochdeutschen pf, bezw. f, ff gewordene p, das dem hochdeutschen z, bezw. s, ss entsprechende t; also pīp = Pfeife, dat = das. Oder die Entwicklung ist eine niederdeutsche wie die Vokalisierung des n und r vor gewissen anderen Konsonanten, die eine Überdehnung des vorangehenden Vokals mit sich bringt, eine Erscheinung, die in mehreren niederdeutschen Mundarten zu finden ist. Die einzige Lauterweichung, von der man annehmen könnte, daß sie unter polnischem Einfluß entstanden sei, ist die sog. Palatalisierung, d. h. die Erweichung des k in der Nachbarschaft i-haltiger Vokale zu einem ganz eigenartigen Laute, der ähnlich wie tch klingt. So sagt der Koschneider iteh = ich, tehnai = Knie, tehint = Kind. Diese Erweichung findet man bisweilen in ostdeutschen Mundarten; indessen gibt oder gab es Ähnliches wohl auch in westlichen, z. B. vlamischen Mundarten und in der heute dem Aussterben verfallenen friesischen Sprache. Es ist also durchaus nicht zu behaupten, daß die Palatalisierungsercheinungen in der Koschneidermundart notwendig unter polnischem Einfluß entstanden sein müssen, wenn auch zugegeben wird, daß sie es sein können. — Auffallend gering ist der polnische Einfluß auf den Wortschatz; ich habe unter mehreren hundert verschiedenen deutschen Wörtern nur etwa 8—10 Lehnwörter polnischen Ursprungs gezählt. Dagegen sind zahlreiche alte, im Hochdeutschen verloren gegangene Wörter, wie tas = Scheune, bak = Grabenrand, ben = Raufe, erhalten. — Gar kein polnischer Einfluß ist in der phonetischen Gestaltung vorhanden, die indessen noch sehr eigentümliche uralte niederdeutsche Formen aufweist, die kaum noch anderswo zu finden sein werden. Es ist beispielsweise das alte niederdeutsche Gerundium erhalten: „das Essen“, mittelniederdeutsch etende, würde in der Mundart der Koschneideri lauten: Ätəd; „es hört auf zu schneien“ würde heißen: „thōt up met snijəd“ u. ähnl. — Es ließe sich noch viel Interessantes über die Sprache der Koschneider, über Bilder und Symbole, Redensarten, Sprüche, Kinderreime, Abzählverse u. a. berichten. In allen lebt deutsches Denken und Empfinden, deutsche Art und deutscher Charakter. Alles deutsches Sprachgut, deutsches Wesen und deutsche Kultur sind hier zu retten und zu erhalten. Kürzlich ist ein prachtvoller Gedanke in der Koschneideri aufgetaucht: man wolle künftighin nur „platt“ reden, nicht nur zuhause auf dem Lande, sondern auch gelegentlich von Markttagen, Einkäufen, Festen, drinnen in der Stadt. Wenn sie's nur täten!

Bei unsern Antipoden

Von W al f h e r D o m a n s k y

Man mag noch so sehr für die Heimat eingenommen sein, so ein wenig guckt man doch zuweilen über den Jaun, um zu erfahren, wie es bei den lieben Nachbarn zugeht. Aber wir wollen es hier noch ganz anders machen und mitten durch die Erde hindurchsehen, bis wir bei unsern Antipoden oder Gegenfüßlern angelangt sind. Denn das hat sicherlich doch auch einen Reiz, zu wissen, wie es auf der uns gerade entgegengesetzten Stelle der Erdkugel aussieht.

Die Nürnbergberger hatten es darin gut, wie uns Niehl in seinen „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten“ berichtet. Jene, nämlich die Nürnbergberger, gingen die malerische Straße zur alten Reichsburg hinauf, wo zur Linken das stattliche Haus des Johann Baptist Homann, S. Kaiserl. Majestät Geographus, stand. Beflagter Homann gründete 1702 in Nürnberg einen Landkartenhandel und gab 1716 einen „Atlas über die ganze Welt“ heraus. Unter seinen Karten befand sich auch eine Antipodenkarte von Nürnberg. „Der Nürnbergberger“, schreibt Niehl, „ließ sich seinen Gulden nicht gereuen, um zu sehen, wo eigentlich die Leute zu finden sind, deren Fußhohlen sich genau der St. Lorenzkirche zukehren und die unter seinen eigenen Fußhohlen umherlaufen, wie die Mücken an der Stubendecke.“

Wir Danziger haben es darin nicht vollends so gut. Eine Antipodenkarte von Danzig gibt es meines Wissens nicht. Aber der alte Danziger Jernecke (1843) gibt uns immerhin eine leidliche Auskunft. Er schreibt: „Antipoden, oder Gegenfüßler, soll Danzig, nach der eigentlichen Bedeutung, nicht haben, denn die südliche Hälfte des stillen Meeres enthält den Punkt, wo Jene wohnen müßten. So können also nur Seejungfern und Walsche Danzigs Antipoden sein. Im uneigentlichen Sinne mag es jedoch nahe oder ferne Antipoden von Danzigs günstiger Lage und seinem Wohlstande geben.“

Der geneigte Leser mag nun seine Phantasie walden lassen. Schon der alte Jernecke redet trotz Wiedermeier von Seejungfern, und unsere lieben Zeitgenossen werden sich in Gedanken ein „Spiel der Wellen“ nach Böcklin ausmalen. Oder sie schauen dort in der „purpurnen Flut“ den gewaltigen Rumpf eines gesunkenen Ozeandampfers. Oder sie sehen selbst am gestalteten Fische und Meerungeheuer dahergehen mit Glozangen wie kleine Laternen und schillerndem Schuppenpanzer und groteskem Stachelnisch. Das Alles bleibt der Phantasie des geneigten Lesers unbenommen. Aber menschliche Antipoden haben wir Danziger nun einmal nicht.

Volkschülerkonzert in Danzig

Von Robert Bon

Der Ruf nach einer zeitgemäßen Umgestaltung des Musikunterrichts in den Schulen wird seit einer Reihe von Jahren nicht nur aus den Kreisen berufener Musikschristeller, sondern auch von all denen erhoben, denen die geistige

und sittliche Erziehung unseres Volkes am Herzen liegt. Nachdem unser Volk den großen Zusammenbruch erlitten hat, müssen alle Kräfte aufgeboten werden, um eine Wiedergeburt möglichst bald wieder herbeizuführen.

Neben der Schule und der Religion ist die Kunst mit dazu berufen, diesem erhabenen Ziele zu dienen. Aber nicht alle Zweige der Kunst sind in gleicher Weise geeignet, auf die große Masse des Volkes zu wirken. Nur klein ist die Gemeinde derer, die das voll zu erfassen vermögen, was der Meißel des Bildhauers, der Pinsel des Malers schuf. Mehr Verständnis finden schon die Werke unserer Dichter. Die nachhaltigste Wirkung übt jedoch die Musik aus; hoch und niedrig, Gebildete und Ungebildete werden von ihr mehr oder weniger ergriffen. Und gerade unsere Jugend lechzt förmlich nach musikalischen Darbietungen, wie jeder Musikpädagoge aus Erfahrung weiß. Wenn dieser Umstand in den Schulen ausgenutzt wird, so haben wir ein unschätzbares Mittel, den Unterricht zu vertiefen und ihn zugleich zu einem bedeutsamen Faktor für die Herz- und Gemütsbildung werden zu lassen.

Leider ist der erziehbare Wert der Musik bisher fast völlig unbeachtet gelassen. Unsere großen Erzieher — Luther, Pestalozzi, Rousseau — haben ihn in seiner vollen Bedeutung erkannt und ausgenutzt. Es weiß auch heute der Psychologe von dem großen Einfluß der Musik auf das Seelenleben zu berichten; wohl rühmen unsere großen Dichter die Macht des Gesanges, wohl kennen die Führer des Volkes im frühesten Mittelalter wie in unsern Tagen den anfeuernden Einfluß der Musik, — aber die Jugend speist man mit einer Anzahl (oft noch minderwertiger) Lieder ab und überläßt die Stillung des überall lebendigen Musikhungers dem Zufall, der Straße oder, im günstigsten Falle, der privaten Musikpflege. — Hier den Hebel anzufassen und der Jugend durch ernsthafteste, eingehende Musikpflege in der Schule Anregungen zu geben, ist Pflicht der verantwortlichen Stellen, wenn sie es mit der Erziehung unseres Volkes und der Stärkung und Erhaltung deutschen Wesens ernst nehmen!

Erfreulicherweise hat sich die Danziger Schulverwaltung der Erkenntnis dieser Notwendigkeit nicht verschlossen und auf Anregung des Unterzeichneten gelegentlich des 150. Geburtstages Ludwig van Beethovens im Stadttheater ein Konzert für die Danziger Volksschüler — das erste seiner Art — veranstaltet. Dem Charakter dieser Beethovenfeier entsprechend, standen auf dem Programm nur Werke dieses Meisters. Es konnte gewagt erscheinen, bei einem ersten Versuch Kindern nur Tonstücke von Beethoven vorzuführen; es hätte gewiß der kindlichen Auffassungsgabe näher liegende Meisterwerke gegeben. Wer aber beobachtet hat, mit wie andächtiger Teilnahme die Kinder den Darbietungen lauschten, wie sichtlich tief sie von ihnen ergriffen wurden, dem konnte es nicht zweifelhaft sein, daß man mit der Veranstaltung solch eines Konzertes einen Weg beschritten hatte, der unbedingt zum Erfolge führen muß. Alle be-

gleitenden Lehrer und Lehrerinnen waren sich darin einig, daß die Kinder, deren Aufmerksamkeit so leicht durch nebensächliche Dinge abgelenkt wird, bei Vorstellungen im Theater noch nie so aufmerksam waren wie hier unter der Wirkung der Musik.

Das Programm sah vor: Egmont-Ouvertüre, drei Männerchöre (vorgelesen vom Danziger Lehrergesangsverein), Vortrag von Musikdirektor Friß Binder, zwei Lieder für Sopran (Fräulein Marta Lenz), zwei Lieder für Bass (Herr Karl Bollmann) und Leonoren-Ouvertüre Nr. 3. Besonders erwähnt sei die musterhafte Art des Herrn Binder, wie er es verstand, den Kindern das Wesen der Musik und die Bedeutung ihres größten Meisters zu veranschaulichen — ein geborener Pädagoge!

Offenlich ermutigt der Erfolg die Schulbehörde — Herrn Senator Dr. Strunk gebührt besonderer Dank —, diesem ersten Volksschülerkonzert recht bald weitere folgen und sie für Danzig zu einer ständigen Einrichtung werden zu lassen.

Die Naturforschende Gesellschaft zu Danzig

Von Dr. Lakowicz

Unter den naturwissenschaftlichen, staatlich nicht privilegierten Gesellschaften Deutschlands ist die Naturforschende Gesellschaft zu Danzig die älteste. Einem jüngeren in der Verwaltung der Stadt Danzig tätigen Bürger und nachmaligen Bürgermeister Daniel Gralath ist die Begründung dieser wissenschaftlichen Körperschaft zu danken, die all die politischen und wirtschaftlichen Wandlungen und Schwankungen der alten Hansestadt Danzig und des Weichselandes Westpreußen während 1½ Jahrhunderten mitgemacht und ununterbrochen an der Fortentwicklung unserer heimatlichen Kultur zu ihrem Teil mitgearbeitet hat. Der 2. Januar 1743 ist ihr Geburtstag, und trotz der bösen Zeit von 1807—1813 hat sie standhaft durchgehalten. War sie in der ersten Zeit eine streng wissenschaftliche, nur aus Akademikern bestehende Vereinigung, so hat sie schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, den Anforderungen der Zeit nachgebend, ihr Tätigkeitsfeld erweitert und die Förderung der Naturwissenschaft im allgemeinen nach deren besonderer Berücksichtigung für das Heimatgebiet sowie die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und Anregungen unter den Bewohnern hier in ihren Arbeitsplan aufgenommen. Diesen Plan auch in der für uns trüben Zukunft unentwegt durchzuführen und so als Kulturfaktor im deutschen Osten weiter zu wirken, wird diese altbewährte, lebensfrische, wissenschaftlich tätige Gesellschaft ihre ganze Kraft einsetzen.

Wertvolle Stiftungen aus älterer Zeit, z. B. die von Wolsffsche zur Unterhaltung einer astronomischen Station, die Verschke Stiftung als Beihilfe zur Unterhaltung der umfangreichen Fachbibliothek, in neuester Zeit das Dr. Rasperische Legat für astronomische Forschung, die

Jubiläumstiftung aus Anlaß des 175jährigen Stiftungsfestes 1918 seitens der Mitglieder, die Stiftung der Familie Romber von 1920, endlich die Jahresbeiträge der 1866 im ganzen 75, dann 1910 382, gegenwärtig 625 beitragspflichtigen Mitglieder bilden die Mittel zur Bestreitung der gestellten Aufgaben. Beifallen seitens der Preussischen Staatsregierung und der Provinz Westpreußen sind infolge der politischen Umwälzung fortgefallen; hoffentlich werden sie von anderer Seite in der Zukunft gewährt.

Außer der großen Bücherei und einer Sammlung physikalischer Apparate und Instrumente, die im eigenen Gebäude der Gesellschaft am Frauentor untergebracht sind, besaß die Gesellschaft früher noch eine stattliche Sammlung von bemerkenswerten Naturgegenständen aller Art, einschließlich vorgeschichtlicher Gräbersfunde, die als Grundstock der Sammlungen für das 1880 neu begründete Westpreussische Provinzialmuseum nach dem grünen Tor verlegt und schließlich dem Museum als dauerndes Eigentum übergeben wurde. Die Einrichtungen und wertvollen Instrumente der astronomischen Station der Gesellschaft sind dazu aussersehen, ihre fernere wissenschaftliche Ausnutzung in dem vom Freistaat Danzig neu begründeten meteorologisch-naufisch-astronomischen Institut zu finden, da die Gesellschaft allein nicht imstande ist, die Mittel zur Unterhaltung einer eigenen Sternwarte weiterhin aufzubringen.

Zur Förderung des Nachwuchses junger Naturforscher dienen die 1869 begründete Humboldt-Stiftung, die von der Gesellschaft zusammen mit dem Westpreussischen Botanisch-Zoologischen Verein begründete Prof. Bail-Stiftung und neuerdings die Klinzmann-Stiftung.

Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Tätigkeit der Gesellschaft bezw. ihrer Mitglieder von der ältesten bis zur jüngsten Zeit sind in den „Versuchen und Abhandlungen“ 1747–56, in der „Neuen Sammlung von Versuchen und Abhandlungen“ 1778, in den „Neuesten Schriften“ der Gesellschaft, Bd. 1 bis 6, 1820–1862, in den „Schriften“ Neue Folge Bd. 1 bis 15, 1863 bis jetzt sowie in größeren Einzelwerken zur Flora des BERNSTEINS und zur Vorgeschichte Westpreußens veröffentlicht worden. Sie haben der Gesellschaft eine angesehene Stellung in der wissenschaftlichen Welt gesichert.

Die allmonatlich stattfindenden wissenschaftlichen allgemeinen Sitzungen bieten reiche Anregung, die Sitzungen der Fachabteilungen Vertiefung in die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft; populäre wissenschaftliche Vorträge sind für den erweiterten Kreis der Mitglieder vorgesehen. Bibliothek und Lesezimmer helfen mit, die Liebe zur Natur und zu ihrer Wissenschaft zu pflegen.

Ergänzend wirkt nach der biologischen Seite der Naturwissenschaft seit 1878 der Westpreussische Botanisch-Zoologische Verein mit, die Natur des Heimatgebietes zu durchforschen und das Interesse an der Natur der Heimat und dadurch an dieser selbst zu beleben und dauernd zu vertiefen. —

Der Westpreussische Geschichtsverein Von Bibliotheksdirektor Prof. Dr. O. Günther

Der Westpreussische Geschichtsverein, seit über 41 Jahren der berufene und bewährte Mittelpunkt aller der Erforschung der heimischen Geschichte auf dem Boden Westpreußens dienenden wissenschaftlichen Bestrebungen, ist so recht ein Kind dieser 1878 neu errichteten Provinz. Die leitenden Kreise derselben betrachteten es sofort mit Recht als eine ihrer Hauptaufgaben, jeglichen Bestrebungen auf dem Gebiete von Wissenschaft und Kunst, vor allem aber der heimischen Geschichtsforschung in Westpreußen einen festen Rückhalt zu schaffen, und dank ihrer Anregung bildete sich schon 1879 in Danzig ein historischer Verein, der sich zuerst auf Stadt und Regierungsbezirk Danzig beschränken wollte, dann aber schon in seiner ersten Hauptversammlung am 29. Mai 1880 die Bezeichnung „Westpreussischer Geschichtsverein“ annahm und damit die Geschichte der gesamten Provinz für sein Arbeitsgebiet erklärte. Sein Zweck sollte sachungsgemäß sein, „die Kunde des Heimatlandes durch Quellenstudium, Schriften und Vorträge zu fördern und zu verbreiten“, zur Erreichung dessen aber wollte er die Erforschung und Bearbeitung von geschichtlichen Denkmälern jeder Art vermitteln und unterstützen, für Abhandlungen aus der heimischen Geschichte eine eigene Zeitschrift herausgeben und außerdem öffentliche Vorträge veranstalten. Der neue Verein fand sofort starken Anklang, zahlreiche Mitglieder innerhalb der neuen Provinz strömten ihm zu, und eine Reihe durch eigene Forschungen auf dem Gebiete der Landesgeschichte bekannter Männer — darunter der Archidiakon A. Verling und die Gymnasialdirektoren Panten und Töppen — stellten ihre Erfahrungen und ihre Arbeitskraft willig in seinen Dienst. Vorsitzender wurde zunächst der Provinzialschulrat Dr. Kruse, dann 1893 der Stadtschulrat Dr. Damasius in Danzig, der fast ein Vierteljahrhundert lang bis zu seinem Tode im Jahre 1918 den Verein zielbewußt und erfolgreich geleitet hat. Ihm ist 1919 Archivrat Dr. Kaufmann im Vorstiz gefolgt.

Ein Hauptgrundsatz des Vereins, der aber vor allem dazu beigetragen hat, ihm bald auch über die Grenzen Westpreußens hinaus einen hochgeachteten Namen zu verschaffen, war von Anfang an die strenge Wissenschaftlichkeit seiner Arbeit und das Fernhalten jedes Dilettantismus. Das ist schon in den Vorträgen stets zutage getreten, von denen er alljährlich mehrere, meist in Danzig, vereinzelt auch an anderen Orten der Provinz, veranstaltet hat und in denen zumeist wissenschaftlich arbeitende Mitglieder — hier sei besonders des um die Danziger Geschichtsforschung in allererster Linie verdienten, der Wissenschaft viel zu früh entrissenen Paul Simon gedacht — die neuen Erlebnisse eigener Studien vorgelegt haben. Vor allem aber ist jener Grundsatz auch bei der Herausgabe der „Zeitschrift des Westpreussischen Geschichtsvereins“ und der sonstigen Ver-

öffentlichungen des Vereins befolgt worden, deren wissenschaftliche Richtung in den ersten anderthalb Jahrzehnten im wesentlichen von Töppen und Berfling bestimmt wurde, während sie von 1896 ab bis heute in den Händen des Schreibers dieser Zeilen gelegen hat. Heute liegen von der „Zeitschrift“ 61 umfangreiche Hefte vor, eine stattliche Reihe, deren Inhalt der Wissenschaft eine Fülle neuer Ergebnisse geliefert und dabei kaum eine Seite der geschichtlichen Vergangenheit Westpreußens unberücksichtigt gelassen hat. Stetlich beziehen sich diese Ergebnisse auf alle Teile Westpreußens, wenngleich bei der vorherrschenden Stellung, die Danzig allezeit in der Geschichte dieser Landesteile eingenommen hat, der Hauptanteil davon naturgemäß ihm zugute gekommen ist. Neben der „Zeitschrift“ veröffentlicht der Verein seit 1902 noch vierteljährlich erscheinende „Mitteilungen“, die heute im 20. Jahrgange stehen und kürzere Aufsätze, im Verein gehaltene Vorträge und Anzeigen neuer Westpreußen betreffender Bücher zum Abdruck bringen. Außerdem hat er in der ersten Zeit seines Bestehens drei größere selbständige Quellenpublikationen — das *Pommersche Urkundenbuch*, das *Arkanidenbuch des Bistums Culm* und einen *Band Ständetagsakten* herausgegeben, und 1899 ist dann noch eine neue Reihe hinzugekommen, die „*Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens*“, von denen bisher neun umfangreiche Bände erschienen sind, ein zehnter sich im Druck befindet.

Die Provinz Westpreußen, deren Errichtung 1878 den äußeren Anstoß zur Gründung des Westpreußischen Geschichtsvereins gegeben hat, besteht heute nicht mehr. Aber mit ihrem Aufhören hat der Verein, wie er meint, keineswegs die eigene Daseinsberechtigung verloren, vielmehr glaubt er, daß auch durch die politische Trennung der vordem die Provinz Westpreußen bildenden Landesteile das sie auf Grund einer langen gemeinsamen geschichtlichen Entwicklung verknüpfende Band nicht zerrissen ist, sondern bestehen bleiben muß, und daß gerade er berufen ist, unter seinem alten Namen und auf dem Wege seiner alterproben streng wissenschaftlichen, dabei von jeder Politik sich grundsätzlich fernhaltenden Arbeit zur Festigung dieses Bandes in seiner Weise beizutragen. Möchte ihm das gelingen und möchte ihm dabei wie bisher die Kunst welter Kreise fördernd zur Seite stehen!

Kunstforschende Gesellschaft

Es bedeutete gewissermaßen ein Ereignis für Danzig, als durch die Initiative Dr. Hans Fr. Seckers, des Direktors der öffentlichen Kunstsammlungen in Danzig, am 2. November 1918 die Kunstforschende Gesellschaft gegründet wurde. Kaum eine andere Stadt Norddeutschlands, sicher keine des Nordostens, verlangt heute mehr nach einer solchen Gemeinschaft als gerade Danzig, diese köstliche alte deutsche Kunststadt, in der der genießende und denkende

Kunstwanderer bei jedem Schritt auf ungelöste Probleme stößt, die so mannigfaltig und reizvoll sind, daß man schier nicht weiß, wo zuerst den Spaten ansetzen. Aber es gehörte dennoch neben klugem Taktgeheimnis ein hecker Mut dazu, mitten im Kriege ein solches Unternehmen zu beginnen. Daß es geglückt ist, steht heute außer Zweifel.

Allein nicht auf Danzig nur soll sich die Schaffenstätigkeit und Forscherarbeit der Gesellschaft erstrecken, vielmehr auf die ganzen Ostlande, die ja kulturell durch die große Tat des Deutschritterordens aufs engste mit Danzig verbunden sind, soll ferner kunstgeschichtlich die Brücke schlagen zu den übrigen Hansestädten und all den Gebieten, mit denen der Osten in seiner Kunst Gemeinames besitzt. Wenn man bedenkt, wie stiefmütterlich im allgemeinen im 19. Jahrhundert die deutsche Kunst des Mittelalters behandelt wurde, und beispielsweise eine umfassende Geschichte der mittelalterlichen deutschen Plastik nur darum langsam fortschreiten kann, weil die Erforschung der einzelnen Landschaften teilweise noch aussteht, so wird man, nicht unbedenkend, behaupten dürfen, daß die Gründung der Kunstforschenden Gesellschaft eine Angelegenheit der Kunstwissenschaft überhaupt bedeutet. Und Kunstgelehrte wie Wihl. v. Bode, Paul Clemen, Herm. Ehrenberg, Otto v. Falke, Max J. Friedländer, Ab. Goldschmidt, Ludw. Kaemmerer u. a. haben das durch die Tat bestätigt, indem sie ihrer Ernennung zu korrespondierenden Mitgliedern am Gründungstage der Gesellschaft freudig zustimmten. So wäre letzte und höchste Aufgabe der jungen Vereinigung die Förderung der allgemeinen Kunstwissenschaft.

Es ist nicht immer leicht heutigen Tags, seinen Zielen Ausdruck zu verleihen, besonders da, wo hohe ästhetische Anforderungen gestellt werden. So hat auch die Herausgabe einiger Arbeiten, die vorbildlich ausgestattet werden sollen, zunächst unfreiwilligen Aufschub erlitten. Dennoch ist nicht daran zu zweifeln, daß sie in nächster Zeit erscheinen werden. Es sind geplant als erste Veröffentlichung die Herausgabe einer Mappe mit originalgetreuen Nachbildungen nach den bedeutendsten Handzeichnungen alter Meister aus dem Besitz des Danziger Stadtmuseums, ferner ein Werk über Danziger Möbelkunst und eine Arbeit über die mittelalterliche Plastik im Deutschordensland. Zwei wertvolle, ersichtlich gut ausgestattete Schriften hat die Gesellschaft jedoch schon, gelegentlich zweier von ihr veranstalteten Ausstellungen, ihren Mitgliedern überreichen können: „Rembrandt und sein Kreis. Handzeichnungen des Danziger Kabinetts“ von H. F. Secker und den reich illustrierten Katalog über „Ältere Malerei und Zeichnungen aus Danziger Besitz“. Und wenn man weiter die inhaltreiche Folge der in den beiden Vereinsjahren, unter Heranziehung bedeutender Gelehrter wie Pauli, Schaefer, Pinder gehaltenen populär-wissenschaftlichen Vorträge ins Auge faßt, in denen neben der Behandlung größerer kunstgeschichtlicher Gebiete immer die heimatlische Forschung zu Worte kommt, so muß man ge-

stehen, daß der Anfang von segensreicher Arbeit künde.

Möchte die Zukunft den guten Ausichten weitere Erfüllung bringen! P. U.

Robert Reinick*)

Von Karl Brand

Der Weihnachtsmann hatte einem meiner Kleinen ein Buch „Lieder, Märchen und Geschichten von Robert Reinick“ auf den Tisch gelegt. Wer kennt ihn noch, den schlichten und frommen Malerpoeten aus Danzig, allwo er 1805 geboren ist! Die meisten werden den kerndeutschen Mann wohl nur noch aus dem Schullesebuch ihrer Jugend in der Erinnerung haben. Dort ist er heimisch mit seinen einfachen Geschichten und Reimprüchen, die im Grunde immer ein Stück Lebensweisheit, jedoch niemals in aufdringlicher Form, veranschaulichen.

Seine Beziehungen zur Kunst beginnen früh im fünften Lebensjahre. Von seinem kunstliebenden Onkel angeregt, fertigte er da bereits eigene Zeichnungen an und modellierte in Wachs. Mit neunzehn Jahren kam er nach Berlin zu Begas in die Abteilung für historische Kunst. Sechszundwanzigjährig zog er mit mehreren Freunden nach der schönen Kunst- und Gartenstadt Düsseldorf, wo er unter Schadows Leitung weitere Fortschritte machte. Eine schwere Augenkrankheit hielt ihn mitunter längere Zeit von seinen malerischen Arbeiten ab. Dann dichtete er seine ansprechenden Lieder, die überall freudigen Beifall fanden. So entstanden nacheinander die „Hrlieder“, „das Liederbuch für deutsche Künstler“ und die „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde.“ Bezeichnend für sein Kunstschaffen ist auch, daß er Hebels allemännische Gedichte ins Hochdeutsche übertrug. Die Spuren hebelscher Erzählungskunst, die er dabei kennen und schätzen lernte, sind denn auch in seinen Werken unverkennbar. Von Düsseldorf zog's ihn gleich vielen seiner Malerfreunde auf einige Jahre nach Rom zu reicher, künstlerischer Tätigkeit. Nachdem er sich 1843 vermählt, siedelte er nach Dresden über, wo er wiederum mit vielen Malern, Dichtern und Musikern anregenden Umgang hielt. 1845 gab er sein „A-B-C-Buch für große und kleine Kinder“ heraus, das allezeit ein reicher Schatz für das deutsche Haus bleiben wird. Der fromme, schlichte Mann starb allzufrüh im nicht vollendeten 47. Jahre.

Die vorliegende Sammlung aus Meidingers Jugendchriften-Verlag, Berlin W. 66, ist für die Jugend ausgewählt. Aber auch Erwachsene dürfen sie zur Erbauung getrost in die Hand nehmen. Wer liest es nicht immer gern, das Märchen von der Wurzelprinzessin, die so große Sehnsucht nach der Menschenwelt ergriff und die so üble Erfahrungen machen mußte! Wer erkennt nicht, tiefer schürfend, in dem nürnberg's Land des originellen Märchens den Spiegel seiner Zeitgeschichte, die auf ein so empfängliches

Gemüt wie Reinick nicht ohne Eindruck bleiben konnte! Wer stimmt nicht gern ein in das Lied: Wie ist doch die Erde so schön!

Und Sänger und Maler wissen es
und Kinder und andere Leut';
und wer's nicht malt, der singt es,
und wer's nicht singt, dem kingt es
in dem Herzen vor lauter Freud'!

Was man auch liest in dem schönen Buche, sei es die Erzählung von den drei Schwestern, das Märchen vom Silberelchen oder von der Schilinsel, sei es die Geschichte von den Ruchdieben oder das allbekannte Märchen der Faule und der Fleißige, die Fabel vom Affen, des Esels Schaffen oder eins der vielen eingestreuten Gedichte, Rätsel und Reimworte: in jedem steckt ein Kern, der Gutes wirken muß bei Groß und Klein . . .

In der Adventszeit kam ein Freund zu mir und klagte: Ja, was soll man den Kleinen schenken! Geht man durch die Straßen und sieht sich die Geschäfte an, so schreckt man zurück vor den Riesenpreisen, die in den Auslagen prangen. Sah ich doch neulich im Schaufenster einen Puppenwagen, der 800 Mark und eine Puppe, die 200 Mark kosten sollte. Wer kann das kaufen! . . . Hier ist Erbeh! Schenkt euren Kleinen nicht diese kostspieligen Spielzeuge! Schenkt ihnen ein gutes Buch! Schenkt ihnen Robert Reinicks Märchen, vergeßt euren Materialismus und versenkt euch einmal wieder mit den Kleinen in die Welt der Kleinen und ihr werdet Genüge finden an diesen schönen Kunst- dingen, aus denen glücklichere Menschenalter so großen Gewinn für sich und ihr Leben gezogen haben! Hier ist gesunder deutscher Geist, der uns allen Not tut, ein Geist, von dem wir uns durchdringen lassen sollen, falls es uns wirklich ernst ist mit dem Wiederaufbau unsers Vaterlandes.

Niederdeutsche Vereine und das Ausland

Zu unserer Mitteilung über die Auslandsbeziehungen des Bremer Plattdeutschen Vereins erfahren wir, daß die von uns bereits mehrfach erwähnte niederdeutsche Vereinigung „Quickborn“ in Hamburg bereits seit vielen Jahren lebhaft Beziehungen zum Auslande unterhält. Vor dem Kriege gehörten ihr nicht nur Auslandsdeutsche, Vlamen und Niederländer an, sondern auch andere Ausländer. Ein englischer Gelehrter in Australien hat sogar in einer australischen Zeitschrift erfolgreich für den „Quickborn“ geworben. Die Beziehungen zu Engländern hat der Krieg zerstört. — Bei Kriegsausbruch glückte es der Vereinigung Quickborn, mit Hilfe von Freunden in Dänemark und Italien aufklärende Berichte an ihre Auslandsmitglieder zu senden, deren erster 3. B. in Lima mit großer Freude aufgenommen wurde, da man dort bislang auf die entstehenden feindlichen Berichte angewiesen war. — Nach der Wiederherstellung des österreichischen Postverkehrs wurde sofort der Briefwechsel mit den deutschen und neutralen Über-

*) Erst kürzlich fand wieder ein wohlgelungener Robert-Reinick-Abend vom Ausschuß für Volksunterhaltung statt. Schriftlfg.

seemitgliedern des Quickborn aufgenommen. Mehrere Auslandsdeutsche erhielten in diesen Quickbornbriefen die ersten Grüße aus der alten Heimat. Inzwischen hat der bereits mehr als 3000 Mitglieder zählende Quickborn neuen Zug aus dem Auslande erhalten, und zwar sind nicht nur Deutsche im Auslande, sondern auch Ausländer ihm beigetreten. Ein gutes Zeichen für die Werbekraft der Quickbornarbeit! Der Quickborn hat, mit Ausnahme von Australien, jetzt wieder Mitglieder in allen Erdteilen. Von den ihm angehörenden ausländischen Anstalten und Vereinen verdienen genannt zu werden die Große Königliche Bibliothek in Kopenhagen, die Maasschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden und der Dietsche Bond, Utrecht.

Von unseren Mitarbeitern

Die Mitarbeiter dieses Heftes gehören zum großen Teil dem Danziger Heimatbund an, von dem wir im einführenden Aufsatz und an anderen Stellen hören. Geheimrat Carstenn, der uns über Danziger Hofarchitektur berichtet, ist der Erbauer der Technischen Hochschule in Langfuhr. Von anderen bereits häufiger durch Beiträge vertretenen Mitarbeitern ist in früheren Heften schon die Rede gewesen.

Dr. Hermann Strunk ist als Sohn eines Pfarrers am 19. April 1882 in Dobien bei Wittenberg (östlich der Elbe) geboren. Er verlebte dort seine Jugendzeit. Seine Gymnasialbildung erhielt er in Wittenberg und Halle a. S. Dann studierte er Theologie, Geschichte und Philologie in Halle, wurde 1906 Seminarlehrer, 1907 Oberlehrer und wirkte von 1914 als Direktor des städtischen Lyzeums in Pr. Stargard. 1919 kam er als Stadtschulrat nach Danzig und wurde am 6. Dezember 1920 als Senator für Wissenschaften, Kunst und Volksbildung in den Senat gewählt. Außer seiner Doktorarbeit hat er folgende Werke herausgegeben: „P. A. Pfiffer, Briefwechsel zweier Deutscher“ (1912), „Quellenbuch zur Geschichte des alten Erztums Bremen und Niedersachsen“ (1910), „Mobilmachung und Aufmarsch 1914“ (Quellenheft, 1916), „Der Bewegungskrieg im Westen 1914“ (Quellenheft, 1917), „Reden aus der Nationalversammlung 1848–49“ (Inselverlag, 1918). Außerdem ist Dr. Strunk Mitherausgeber der „Männer vom Morgenstern“ und der „Wilder und Darstellungen aus der Geschichte des Erztums Bremen“. Er gehört auch der historischen Kommission in Niedersachsen an und ist Ehren-

mitglied des „Bundes der Männer vom Morgenstern“. In den Zeitschriften „Niedersachsen“ und „Hannoverland“, in den „Ostdeutschen Monatsheften“ und vielen anderen Zeitschriften finden sich Beiträge von ihm.

Dr. Edward Carstenn, ein Bruder von Mar Carstenn (S. 10), ist 1886 in Elbing als Sohn des Kantors an der evangelischen Hauptkirche zu St. Marien geboren. Sein Vater war Hofseiner, seine Mutter Spreusin, beide aus alten Lehrergeschlechtern. Er besuchte das Graue Kloster in Berlin und die Oberrealschule in Elbing, studierte dann Geschichte, Erdkunde und Deutsch in Kiel und Königsberg und machte 1910 das Staatsexamen. Seine besonderen Gebiete sind Ostpreussische und Elbinger Geschichte, Kunstgeschichte und Methodik des Unterrichts. Auch in verschiedenen Tageszeitungen und Zeitschriften finden sich Aufsätze von ihm. Zurzeit arbeitet er in der Danziger Volkshochschule mit Vorträgen über Heimatgeschichte, Heimatkunst und Himmelskunde. Nach kurzer Zeit der Tätigkeit in der Provinz Posen ist er jetzt wissenschaftlicher Lehrer an der Altstädtischen Mittelschule zu St. Katharinen in Danzig.

Jenny Wüst-Vulke ist als Dichterin des Werders bekannt.

Reinhold Braun ist der Herausgeber der Zeitschrift „Sonntagsfeier“ und einiger Jugendbücher. Er hat ein sehr schweres Schicksal hinter sich, da sein Augenlicht sehr nachgelassen hat. Seine Schriften treten trotz der schweren Schicksalsschläge für die Freude am Leben und für die Freude am Schaffen ein. Seine im Oranienverlag erschienenen Bücher „Wege in die Freude“ und „Heimglückbuch“, die an anderer Stelle besprochen werden, sprechen von dieser Auffassung.

Franz Mahlke ist am 29. Mai 1885 zu Hammerstein Wpr. geboren, absolvierte das Seminar in Rawitsch in Posen und amtierte 6 Jahre als Lehrer in verschiedenen Orten des Regierungsbezirks Bromberg. Er ist als Mitarbeiter der Zeitschrift „Die Ostmark“ und der seinerzeit von Professor Sohnrey herausgegebenen Zeitungen und Zeitschriften bekannt. Seit 1911 lebt Mahlke in Berlin, treibt hier germanistische Studien und ist Mitarbeiter vieler Tageszeitungen und Zeitschriften. Im Verlag Concordia, G. m. b. H., Berlin, Dessauerstr. 24, gab er in den Kriegsjahren 2 Bücher heraus. Ein Heidelberger Verlag ist zurzeit mit der Herausgabe eines Bandes literarischer Schaffenbilder beschäftigt. C. L.

Buchbesprechungen

Der echte Deutsche bezeichnet sich durch mannigfaltige Bildung und Einheit des Charakters.
Goethe

August Hinrichs: Das Licht der Heimat. Roman. (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.)

Das von Adolf Bartels geprägte Wort Heimatkunst ist heute, und mit vollem Recht, in Verruf gekommen, birgt sich doch oft allzuviel

Gefinnungsfähigkeit und guter Wille, aber zu wenig Können dahinter, vermisst man doch so oft den Stil, ohne den keine Schöpfung Kunstwerk ist. Stößt man aber in der Überfülle „heimatlicher Literatur“ auf ein Buch wie August Hinrichs „Licht der Heimat“, so entschädigt das für manches. Es ist ein Entwicklungsroman, in den

der Dichter (und das ist Hinrichs) wohl ein auf Stück eigenes Schicksal hineingetragen hat. Mit ungewöhnlicher Kraft ist das alles gestaltet, und wieder mit holdester Zartheit. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Zeichnung der Menschen oder die Verlebendigung der Landschaft, die durch dieses herbführe Werk braust und stillfelig träumt. Hinrichs steht immer noch in mühevoller körperlicher Arbeit an seiner Nobelbank, indes laut die Unterstüßung aller Schaffenden — versprochen wird. Wieviel hundert hypermoderne Bücher wiegt sein Roman auf!

L u d w i g B ä t e

Bruno Pompecki: Literaturgeschichte der Provinz Westpreußen. Ein Stück Heimatkultur. Mit 31 Abbildungen. Danzig 1915. Verlag: A. W. Kafemann.

Man mag über die Anordnung des Stoffes, über gewisse Eigenheiten der ästhetischen Würdigung oder über sonst eine Eigentümlichkeit dieser Literaturgeschichte anderer Meinung sein, eins muß jeder Beurteiler unumwunden anerkennen, wenn er's ehrlich meint: Ein verdienstvolles Stück Heimatarbeit hat der Verfasser geleistet, eine Würdigung nicht nur der literarischen Entwicklung Westpreußens von Anbeginn bis zum Kriege 1914 gegeben, sondern auch des mit ihr aufs engste verknüpften literarischen Lebens Ostpreußens. Und darin sehe ich die geradezu überragende Stellung dieses Buches, daß es die geistige Betätigung beider Provinzen als ein ineinander greifendes, geschlossenes Ganzes schildert. Für den, der die Literaturgeschichte Ostpreußens einmal schreiben will, sind jedenfalls die Vorarbeiten in nicht zu unterschätzender Fülle gesammelt, sind zum mindesten Anregungen nach jeder Richtung hin gegeben. Pompecki hat in seinem Buche, das mehr als ein Handbuch der Literaturgeschichte Westpreußens, das wirklich ein Kulturbuch Ostpreußens ist, unser Ostpreußen als geistige Einheit aufgefaßt. Was für nie geahnte Beziehungen daneben zu dem deutschen Mutterlande! — Dies Buch ist mir in diesen Zeiten tiefster deutscher Erniedrigung ein rechtes Erbauungs- und Hoffnungsbuch geworden.

J o h a n n e s D z i u b i e l l a

Freda Frandsens Blut. Ein Heimatroman aus den Uthlanden. Von Ferdinand Jacchi. Nordischer Heimatverlag, Bordesholm i. Holst. 240 S. Fein geb. 16 M., geschmackvoll karf. 12 M.

In diesem Roman gibt sich der Dichter selbst, seines Lebens Erlebnis. Darum ist der Roman so überragend geworden und so echt und fortreißend und an das Tiefste in uns rührend. Wer einen Heimat- und Mutterroman von Bedeutung sucht und nach einem Bucherlebnis Verlangen trägt, der nehme das Werk des norddeutschen Dichters in sein Haus und sein Herz. Schon des Werkes plattdeutsche Einleitung, dieses Wort an die Mutter, das ein Hohes Lied der Mutterliebe ward, zieht den Leser mächtig in den Roman hinein. Von dieser Mutter ist zu sagen, daß sie einst Rott litt um der Liebe willen, die sie zu einem Ausländer gepackt hatte.

Um dieses Mannes willen jagt sie der Vater von Haus und Hof in das Elend. Der Landfremde verläßt die Mutter später, und nun beginnt die heimliche brennende Not: Wird der Sohn dem bluts- und landfremden Vater gleichen oder wird er zum Geschehete der alten Führer gehören? Die Mutterseele legt ihre ganze Art und Tiefe in die des Sohnes. Selten hat Mutterliebe so um die Seele ihres Kindes gerungen. Und dem Ringen wird der Lohn. Der Sohn ist ein Führer, ein Ganzer und Echter. Das beweist er dann im Kampfe um die Heimat. Sein Leben ist ein Sieg und wird es sein bis ans Ende. Heimat-treue schwingt leuchtend durch das Ganze. Das Meer raucht uns ans Herz und Menschenseelen werden uns Erlebnis, an dem wir wachsen müssen. Sie deutsche Art und deutsches Herz und seine Liebe! Und das Reich muß uns doch bleiben! Das schwingt und klingt wie Orgelton aus dem Buche!

R e i n h o l d B r a u n

Eine neue Heimatbücherei.

Der kürzlich in den D. M. über die wertvolle Literaturgattung der Heimatbücher gegebene Bericht kann mehrfach ergänzt werden. In dem neubegründeten Turmverlag (W. H. Lange) in Göttingen sind drei Schriften erschienen, die nach dem geistig hochstehenden Wochenblatt des Verlegers als die „Bücher der Spinnstube“ bezeichnet sind: der Name der Sammlung gibt Ziel und Aufgabe des neuen Unternehmens an. Südhannoversche Dorfbilder werden von H. Lückes kundiger Hand gezeichnet; von dem Göttinger Heinberg erzählt der begeisterte Kämpfer der Heimat A. Tecklenburg, „was er ist und wie er's ward“; und in einer feinen Arbeit, der letzten, die seiner Feder entfloß, berichtet der kürzlich verstorbenen Universitätsprofessor K. Knoke über die Anfänge der Göttinger Hochschule „Aus der Jugendzeit der Georgia Augusta.“ Erich Fernerabend hat jedes der sauber gedruckten und mit guten Bildern ausgestatteten Bändchen durch ein freundliches Umschlagsbild geschmückt. Der Preis von je 5 M. ist angemessen; der Erfolg der Sammlung — zwei von den Büchlein waren unmittelbar nach dem Erscheinen vergriffen — ermutigt den Verleger zur Fortsetzung. M a g C a r s t e n n

Wilhelm Scharrelmann: Die beiden Kränze. Verlag für volkstümliche Literatur und Kunst, Berlin-Dahlem.

In diesem Bändchen hat Wilhelm Scharrelmann, der Verfasser des weiten Kreises bekannt gewordenen Buches „Jesus der Jüngling“, das Volkstümlichste seines Schaffens gesammelt und in schlichter geschmackvoller Form an die Öffentlichkeit gebracht. Da das Volkstümliche sich bei Scharrelmann nie mit dem Begriff des Verben deckt, sondern in allen Stoffen, so besonders in der stillen, schönen Geschichte „Die drei Schwestern“, mit feiner Psychologie durchwoben ist, möge das kleine Buch neben einem breiteren Kreise auch leiseren Hörern und Lesern empfohlen sein.

M a r t i n B o r m a n n

August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68

General von François

Marneschlacht und Tannenberg

Betrachtungen zur deutschen Kriegführung.
Mit 14 Kartenbeilagen.

Diese abschließende Darstellung der Marneschlacht gründet sich auf die Einzelberichte der beteiligten Heerführer und ergänzt außerdem in wirksamer Weise die aus dem Gedächtnis niedergeschriebenen Kriegserinnerungen des Generals Ludendorff über die Schlacht bei Tannenberg. Den Betrachtungen liegt reiches Aktenmaterial zu Grunde.

Geheftet M. 50.— Gebunden M. 60.—
In Halblederband M. 90.—



Gertrud von Brockdorff

Der brennende Osten

Roman aus dem besetzten Ostgebiet.

In ungemein packender Weise schildert Verfasserin den aufreibenden Kampf der Deutschen in der uns entrissenen Ostprovinz gegen die habgierigen Polen, die dort im Begriff sind, eine Jahrhunderte alte Kultur zu vernichten. Im Mittelpunkt der Handlung steht eine deutsche, durch Heirat zur »Polin« gewordene Frau, die sich nach langer Qual entschließt, ihren Mann zu verlassen, um sich und ihr Kind für das Deutschtum zu retten.

Geheftet M. 18.— Gebunden M. 24.—



Beide Bücher sind durch alle Buchhandlungen
zu beziehen.

BORG
Zigaretten
Erstklassige Erzeugnisse dieser Industrie
N°18 GOLD ♦ ZOPPORTAS ♦ BALTICUM
J. B.
ZIGARETTENFABRIK „STAMBUL“ 7. BORG
DANZIG ♦ Gründungsjahr 1890 ♦ BERLIN S.W. 61

Vor kurzem erschien:

Herkunft und Geschichte des arischen Stammes

von Karl Georg Zschachsch

29500 Jahre arischer Geschichte

enthält dieses Werk. Es bringt ferner erschöpfende Aufschlüsse über Werden und Wesen der Religionen, desgl. u. a. auch über die Entstehung der Familiennamen, von denen viele ein Alter von Jahrtausenden haben.

527 Seiten gr. 8°. Brosch. M. 46.—, geb. M. 49.—

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Nachnahme direkt vom
Arier-Verlag G. m. b. H., Berlin-Nikolaßsee

K. & E. Twardy Buch- und Kunstheim

Inh. Elli Sternberg

Kunstliteratur Klassik Philosophie

Graphische Ausstellungen
zeitgenössischer Künstler

Danzig-Langfuhr, hauptstr. 5

Paul de Lagarde

Wenige haben klarer gesehen, was Deutschland fehlt, keiner hats rückhaltloser und beredter ausgesprochen; seine Schriften sind apostolische Sendschreiben, die umgehen sollten von hand zu hand in deutschen Landen. Zur Einkehr zwingend, das Innerste herauswendend, hier die Nesseln ausreißend mit festem Griff, dort ein Samenkorn werfend, das herrlich aufgehen könnte, wenns aufs richtige Erdreich fiel, schreitet der Mann einher wie ein Prophet. (Karl Hillebrand)

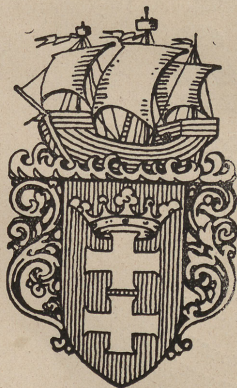
Die einzige Auswahl aus seinen umfangreichen 'Deutschen Schriften' erschien unter dem Titel:

Deutscher Glaube / Deutsches Vaterland / Deutsche Bildung.
Das Wesentlichste aus Lagardes Schriften ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Daab. Mit 16 altdeutschen Porträts. 25. Aufl. 232 Seiten. Groß 8°. Pappbd. M. 12.—, halbleinen M. 16.—.

Eugen Diederichs Verlag in Jena

Danziger Wirtschaftszeitung

zugleich Mitteilungen der Handelskammer zu Danzig



Jeder, der sich über die

wirtschaftlichen Verhältnisse des Ostens,
insbesondere des

Freistaates Danzig und der Republik Polen

unterrichten will, **muss** die

„Danziger Wirtschaftszeitung“

lesen.

Die Danziger Wirtschaftszeitung erscheint zweimal monatlich und kostet im Bezuge durch die Post oder von der Geschäftsstelle der Handelskammer viertelj. 10 M. d. W., die Einzelnummer 2,50 M. d. W.



Julius Schrag

An der Johanniskirche in Danzig.



Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

In Vorbereitung befinden sich folgende Sonderausgaben:

Philosophen (Schopenhauer und Kant und der Einfluß der Philosophen des Ostens auf die deutsche Kultur), **Masuren- und Ermland, Breslau, Die gefallenen ostdeutschen Künstler, Kleinstadt und Dorfleben in der Ostmark, Ostseeprovinzen, Pommerellen u. a. m.**

Aus dem Inhalt der im 1. Jahrgang erschienenen Hefte:

- Heft 1: D. Dr. Kalweit „Idealismus und Wirklichkeit“, Adelbert Mathaei „Daniel Chodowicki“ m. 7 Bild., Herm. Dahl „Carl Hauptmann“.
- Heft 2: Dr. R. Elert „Heinrich Wolff“ mit 4 Bild., Woldemar v. Seidlitz „Anständigkeit“, R. Heuer „Expressionismus, Kubismus, Futurismus und der Apostel Paulus“.
- Heft 3: Sonderausgabe „Danzig“.
- Heft 4: Dr. Hanns Martin Elster „Stein und Bismarck“, Paul Jech „Rue St. Jacques“, Dr. Hans Bethge „Rainer Maria Rilke“ mit Bild.
- Heft 5: Sonderausgabe „Königsberg“.
- Heft 6: Dr. W. von Holst „Die Massenseele, ihr Werden und Vergehen“, Elisabeth Siewert „Reiseeindrücke“, Rich. v. Schankal „Sprüche“.
- Heft 7: Sonderausgabe „Die Weichsel“.
- Heft 8: Willibald Dmankowski „Der Dramatiker Hans Franck“ mit Bild, Hans Franck „Hat Tausendmalkausend erschlagen“.
- Heft 9: Sonderausgabe „Marienburg“. Vergriffen!
- Heft 10: Beiträge von Lovis Corinth, Paul Rohrbach, Johannes Schlaf, Dr. Ernst Schulze, Paul Enderling, Katarina Botzky, Luise von Brandt.
- Heft 11: Dr. von Holst „Dem seelendurchleuchtenden Blick großer Dichter“. Hermann Ploetz „Arno Holz“. Willibald Dmankowski „Paul Jech“.
- Heft 12: Sonderausgabe „Erstes Schlesienheft“.

Infolge der erheblichen Zunahme der Herstellungskosten unserer Zeitschrift werden die Bezugsgebühren vom 1. April 1921 ab wie folgt festgesetzt:

bei Dauerbezug durch die Post oder den Buchhandel vierteljährlich 18.— Mk.
beim Kaufe einzelner Hefte das Heft 7.— Mk.

Post-Bestellschein liegt diesem Hefte bei.

Ostdeutsche Monatshefte G. m. b. H. Verlagsgesellschaft
Danzig, Langgasse 39/40.

